

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 9

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Ernst Meister

Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
von
Harald Hartung



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 9

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
von Walter Gödden
Band 9

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Da-
ten sind im Internet über [<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und
alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile des-
selben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in an-
deren als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige
schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln
© 2005 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 3-936235-10-4
Redaktion: Wolfgang Delseit
Lektorat: Lelo C. Burkert-Auch
Satz: TIESLED Satz & Service, Köln
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten
Printed in Germany

Inhalt

<i>Ausstellung</i> (1932)	
Alles beruht auf sich	9
Schiffsuntergang	10
<i>(Ultiman an seine Schwester)</i>	11
<i>Schatten</i> (1998)	
Melancholie	12
<i>Unterm schwarzen Schafspelz</i> (1953)	
Melancholie	13
Fabelei	14
Hasenwinter	15
Zerstreuung eines Fisches	16
Nahkampf auf einem Rosenfeld	17
<i>Fermate</i> (1957)	
Ich will weitergehn	18
Delphin	19
Doch das Dunkel fragt	20
Das Blau	21
Ein Kind sagt	22
Juli ist heiß wie sein Staub	23
Fermate	24
<i>Anderer Aufenthalt</i> (1951-1964)	
Jag doch	25
<i>...und Ararat</i> (1956)	
Utopische Fahrt	26
In memoriam Pascal	27
Musica	29
Hirtin	30
Höhle	31

<i>Zahlen und Figuren</i> (1958)	
Gedächtnis	32
Das Ich	33
Das Denken	34
Sesamlicht	35
Ein Stück Zeitungspapier	36
Antiquitäten	37
Schwermut	39
Jenes Gehäuse... Hieronymus...	40
Ich zieh mich zurück	41
Womöglich wohnlich	42
<i>Die Formel und die Stätte</i> (1960)	
Der Grund kann nicht reden	43
Vogelwolke	44
Das Pfeifen der Fledermäuse	45
K.	46
Ich sage Ankunft	47
<i>Flut und Stein</i> (1962)	
Die Meister aber sagen	48
Wirkliche Tafel	49
Hierorts	50
Ein Kind	51
Irdisch	52
<i>Zeichen um Zeichen</i> (1968)	
Die Straße	53
Ein Lebewesen	54
Ich mache mein Bett	55
Was ist	56
An schmaler	57
Ferner Nachhall	58
Wisse, der Buchstab	59

<i>Es kam die Nachricht</i> (1970)	
Lange vor	60
Es kam die Nachricht	61
Das war der	62
Weiß ich es nicht	63
Hier bin ich	64
<i>Sage vom ganzen den Satz</i> (1972)	
Viele	65
Es schlug einer	66
Langsame Zeit	67
In Sète	68
Der neben mir	69
Sage vom Ganzen	70
Pünktlich gehts zu	71
<i>Im Zeitspalt</i> (1976)	
Und was	72
Der zeichnet Mücken	73
Altes Klagen	74
Lang oder kurz ist die Zeit	75
<i>Wandloser Raum</i> (1979)	
Es haben sich	76
Duft der Blumen	77
Ewigkeit	78
(zu Montaigne)	79
Geist zu sein	80
Vor meinen Augen	81
Spät in der Zeit	82
<i>Prosa</i> (1931-1979)	
Die Wespen	83
Das Kreuz	96
Fragment (10.3. 1971)	108

Interpretation von <i>Wirkliche Tafel</i>	115
»Dichten ist identisch mit Denken«	
Ein Gespräch mit Ernst Meister	119
Nachwort	125
Textnachweise	141

Ausstellung (1932)

Alles beruht auf sich.
Ich *beruhe* auf mir.

Die Stadt geht durch die Straßen spazieren.
Ein Berg steigt zu sich hinauf.
Eine Luftschiffschaukel bleibt im Schwunge stehn
und *besinnt* sich.

Der Fluß spricht: wohin muß ich fließen?
Gott spricht: Mutter, ich kann nicht mehr weiter. Es
ist so *heiß*.

Die Chaussee spricht: ich habe kein Benzin mehr.
Ein Abend umhegt die Welt und sagt: guten Abend.
Mütter sprechen im Chor:
Alles *beruht* auf sich.
Sie lachen.

Schiffsuntergang

Dem trunkenen Kuß beugte der Bug lange sich zu.
Den bunten Wassern schliefen ruhig die weitgereisten
Träume in den Schoß.
Die dunklen Wasserspannen spannen der strudelnden
Kurven Fall.
Gesang hinauf und hinab war den staunend
Ertrinkenden die einzige Qual.
Der Schrein des Blaus dämmerte ihnen nicht.
Es war so geduldig der Grund. Er hütete oben das Licht.

(*Ultiman an seine Schwester*)

Dein kindlicher Garten war schön.
Du hingest abends bunte Laternen in dunkle Sträucher
und schmücktest den unvergeßlichen Pfad mit Rot und
Blau und Gelb.

Keine Gedanken hattest du. Denn Gedanken machen
krank.
Du warst ein Kätzchen, Gespielin der flüsternden
Göttin, die wir nur kennen.

Du hattest mit deinem Gehen, deinem Wortesagen
genug.
Du hattest mit deinen ach so schuldlosen Worten
deine Freude an aller sommerlichen Einfachheit.

Schatten (1998)

Melancholie

Wenn dieser Stern einst erkaltet,
Freunde, wie fern, wie veraltet
treiben Gedichte, Geschichten!

Wer will die Frevel dann richten,
jene aus unserer Zeit –
Christ, der sein Sterben bereut?

Schaurige Winde, sie tosen;
Blätter der lieblichsten Rosen
taumeln, unsäglich verstreut...

Unterm schwarzen Schafspelz (1953)

Melancholie

Und es ist Abschied jedes Wort,
zur Tür hineingeworfen des Totenhauses,
darinnen ein beinernes Haupt singt,
darinnen beinerne Finger spielen
das alte Lied:

Blaß ist die Innenseite der roten Apfelschale,
blasser das Kind auf der steinernen Stufe,
wenn der Abend kommt und es bebt,
nicht weiß, wo die Mutter hinging,
die weinte und unaufhörlich sagt,
daß ihr Blut rinnt,
daß sie ausrinnt... fortrinnt... fort...

Wesen, wo seid ihr, die die Worte halten und uns?
Engel? – Die Engel liegen in Särgen,
beschneit vom Staube der Seufzer.
Sie liegen in der anderen Halle des Hauses,
darinnen beinerne Finger spielen das alte Lied:

Blaß ist die Innenseite der roten Apfelschale...

Fabelei

Wir sind in den Tag gegangen
und haben den Wald erbaut,
den Fluß angefangen
und offen durchs Fenster geschaut.

Arme Baumeister wir...

Nun schläft in unserm Wald
das scheue Tier...
und bald
das Fenster zersprungen.

Wald wird nächtig und mächtig.
Fluß glitzert prächtig.
Uns jagt der Jäger gleich Tauben im Revier.

Im Unterschlupf haben wir gesungen...

Uns hat im Schlaf der Wald,
den Wald hat der Fluß verschlungen.
Der Fluß ist das mächtigste Tier.

Arme Baumeister wir...

Hasenwinter

Hurra, Soldaten der Felderangst!
Ihr, in Reihe und Glied,
Köpfe in Tüten nach unten...
Stillgehangen, Hasen!
trotz Winterwind.

Ja, der Winterwind
fegt, blank wie Nagezähne, Silbergewölk
über den spiegelnden Himmel.

Auf dem Gipfel
beginn ich die Schneelawine,
ein kleiner Anstoß genügt, und
meine Schuld, Vater des innigen Himmels,
rollt über den Berg
zu Tal, wächst
und zerschmettert
meine Eisblumenfenster, davor
sie hängen, die Hasen.

Aufgewacht, Soldaten der Felderangst!
Rührt euch –
Weißklee, blau eisig blüht auf der Höh!
Kommt, hoppelt zu mir herauf,
laßt es euch schmecken unter
dem Winterwind, wascht euch das
Blut aus dem Fell,
meine Schuld,
und tummelt euch endlich mit mir
auf den blauen Weiden des Schnees!

Zerstreuung eines Fisches

Ja, das ist Chaos: als ein Fisch
zum Mahl erscheinen auf dem Tisch.
Das Auge winkt den andern Seelen überbrüht.

Vorhin noch heil und blinkend vor Geblüt,
liegst du nun dar dem essenden Gemüt,
beschaut, entziffert und beschätzt.

Und warst du schon zerschnitten und zerschlitzt,
teilt sich der Kreis in dich, der dich umsitzt.
Die Gräte bleibt und Fetzen, der nicht letzt.

Und endlich noch zerfällst auch du, du Rest.
Wo irrst du hin, da alles dich entläßt? –
Vom Topfe kratzt die Köchin fort den Leim der Haut.

Nahkampf auf einem Rosenfeld

Das Ding in der Kehle
war nicht aus Schmelzschokolade,
auch kein Mandelsplitter,
vom Munde der Liebsten
zwischen die Lippen geküßt.

Das Weiße im Auge des Gegners
hatte die Schenkel der Mädchen vergessen,
war Todeshimmel, in dem schwarze Eier zerkrachten
und die Blätter der Teerosen stoben.

Immerhin
wurde der Mann in die Rosen geblutet,
an denen,
das sah der Gefallene unten,
feldgraue Läuse
wimmelnd nach oben stiegen,
um saugend im gelben Rosenbette zu siegen.

Und der hohe Himmel ward grau wie die Läuse.

Fermate (1957)

Ich will weitergehn

Ich will weitergehn –
zu Berge fallen,
zu Tale steigen,
ich will weitergehn.

Am Saume des Meers
steht der Tor,
und der Wind flüstert ihm zu:
Das Salz der See
kann nicht dumm werden.

Ich will weitergehn,
zu Berge fallen,
zu Tale steigen...

Ich besuchte ein Grab.
Der Kopf eines Fisches
durchbrach den Hügel;
sein Auge schaute mich an
zwischen Blumen,
mein Herz stand still.

Durch das Netz, das nicht fängt,
fielen Wünsche und Wunsch,
und das Schweigen sprach:
Den Bettler der Worte
wird der Himmel nicht schelten...

Ich will weitergehn.

Delphin

Ein delphinischer Sprung
in die Meereshimmel
deiner Augen,
und die Reise begann
unter den Böen der Freude
auf barfüßigem Deck
eines blitzenden Schiffs.

He, Kapitän mit
schwarzem Kopf wie von Pest und
gelb betrefst, zu
welchen Inseln
auf schwindelerregendem Meer
geht die Fahrt? –

Du gingest vorüber.
Mein Herz
zuckte auf dem Bürgersteig,
ein verendender Fisch.

Doch das Dunkel fragt

Engel, Geläute der Bilder,
Frühlinge... wo?
Lang

ist das Pendel
dieser Uhr,
und das Dunkel fragt:

Engel, Geläute der Bilder,
Frühlinge... wo?

Lang
ist das Pendel dieser Uhr,
schwingt über
jeglichen Rand.

Einer sprach:
Ich bin zu euch gesandt...
Doch das Dunkel fragt:

Engel, Geläute der Bilder,
Frühlinge... wo?

Das Blau

Das Besinnen läuft
wider den Regenstrich.
Kein Regenbogen!
Ich ging in ein Dorf,
nichts änderte sich:
Ein geköpfter Hahn
flog gegen mein Fenster.

Kikeriki! – rufe ich –
Fahrt den Weizen ein!
Macht den Ochsen fett,
der da wiederkäut,
und verachtet mich:
einen Schnitter, der
in die Ferse sich schnitt!

Einen Schnitter, der
in die Ferse sich schnitt,
einen geköpften Hahn
zum Gefährten hat,
wenn er die einfachen
Wege hinkt und dem Blau,
dem verfluchten Himmelsblau winkt.

Ein Kind sagt

Ein Kind sagt: Ich bin dunkel.
Frühling ist.
Der Gärtner geht zu Land.
Die Sonne geht
zu Land und See.
Es springen Türen auf,
es klappen Särge zu!

Bin ich denn hell?
Schnee sank ins Feuer,
und jetzt die Primel da.
Ein Veilchen hält im Munde
ein Mann auf See.
Ein Kind sagt:
Ich bin dunkel.

Da! Frau, die Haut
an deinem Hals wird alt,
Da! Mädchen, wie du
samten bist.
Es weidet meine Augen
ein Hirt – ich seh ihn nicht.
Ein Kind sagt: Ich bin dunkel.

Juli ist heiß wie sein Staub

Die Straße von Tritten zermehlt,
die staubigen Büsche am Rand
rühren sich nicht und kein Halm.

Ich geh die Straße und schwör –
gehe sie weiter und schwör:
Sonne, dir weder Ode noch Lied!

Einer ging weg aus der Zeit
gestern, gewiß soigniert,
Staub vom Smoking gewischt.

Lang gehalten den Ton,
Trauerton. Doch die Nessel heißt taub,
die am Raine hier steht.

Noch den Juni gefühlt,
ehe man ging, gehen mußte – genau –.
Gärten, führwahr, gibt es auch.

Juli ist heiß wie sein Staub.
Wünschest du Rosen zu sehn?
.....

Seit ich jüngst Zaungast war,
blickend auf weißes Gesicht,
hab ich getrennt mich vom Durst.

Fermate

Zwinkernd mit Dornengebüsch:
Augen
hin über Hagebutten und
atmendes Meer.
In den Äther speit Gold
ein raubender Fisch.

Fermate: Braue,
aufgerichteter Horizont.
Sonne als Perle am Grund
und die Wracks
der untersten Tiefe besonnt.
Früheste Zeit und die fernste
gleichen sich sehr.

Komm, was sich Tod heißt,
über den funkelnden Strand!
Komm, hagebuttenrot,
komm, dornenbraun,
zeige dich, komm!
Scherzend mit dir,
bin ich den ältesten
Engeln verwandt.

Anderer Aufenthalt (1951-1964)

Jag doch den Stern mir fort

Jag doch den Stern mir fort,
Du meines Nachbars Hund,
Er grinst so ohne Grund,
Sag ihm ein Hundewort!

Bell ihm was Böses zu,
Verjag ihn wie ein Wild,
Ich brauch kein Sternbild,
Mein Hundstern bist jetzt du!

Denkst, das genüge nicht
Für dieses schwarze Herz?
Es findet blind den Schmerz
Und frißt ihn, bis es bricht.

Hast du nicht Hunger, Hund?
Geht, freßt zu zweit!
Der Stern verzog sich weit,
Jetzt wein ich ohne Grund.

...und Ararat (1956)

Utopische Fahrt

Des Motors Mondgebrumm.
Am Volant, einer schwarzen Schlange
Gewundenheit,
die Glacéhand von Madame.
Die hungrige Meilenkatze
in ihrem knisternden Haar
putzt sich nach jedem weißen Stein
den Bart.
Madame muß sehr weit fahren.

Es regnet eine Symphonie,
und einer grauen Taube Flügel wischt
von der Scheibe
Scherzo, Andante, Allegro
permanent.

Die Sanduhr rieselt geschwind
neben dem Tachometer.
Über die kühlen Brüste, die
duftenden Schultern von Madame
schießt mit dem Fahrtwind
die Zeit.

Madame muß fahren,
fahren –
zu den Lenden des Zeus
ist es weit.

In memoriam Pascal

Vernimm, vergiß... verwette
dies Herz nicht an den Himmel!
Was scheuten deine Pferde?
Monsieur, war's nicht vernünftig?
Sie wollten Hafer fressen
hic, nunc, nicht bessren künftig,
wie gestern, so auch heute,
ja deinen Hafer, Amen.

Schön – wo fliegt Abrahams Samen,
nachdem er sich genüget?
Im Weltall, um die Wette?
Mich dünkt's. Er sause. Amen.
Er rase. Mit Dylan, Venuswunde,
Engeln zu lachender Ekstase
vereint, gradaus im Krummen.
Einstein führt an die Schwärme.

Du, zahlenklug im Hirne,
berechne doch die Meilen,
die in Potenz Myriaden,
die loher Mähne eilen!
Ja: Rosse, die nicht scheuen.
Hélas! wovor? Berechne,
falls nötig, die Maschine
benutzend, die du fandest.

Gott, spielt er Golf präzise
mit knisternden Planeten,
erheichte das den Himmel.
Je, Edenhindernisse,
Bad Gandersheim im Alle,
der Garten meiner Jugend!

Platz, Platz in jedem Falle
und nicht etwelche Wände
mit Rokokotapeten!
Du magst woanders beten,
zu Rom in Petri Halle
die Welt in Jesu Namen
gestillt zusammenfassen.
(So spräche wohl mein Byron;
es wäre weise. Amen.)

Ich muß mich selbst nicht hassen,
daß Gott sich mein entsinne.
Ich bitt dich: Iß! Verwette
nicht Trauben an den Himmel.
Wenn wir nicht Eden glauben –
zu Rom tun wir es gerne...
Gedenke und bewahre! –
wird Gott uns nicht verdammen.
Muß er aus Eden stammen,
willst ihm die Höllen rauben?
Die leibt er ein. Ich wette,
oft knirscht er schwarzen Hafer!

Und als des Sanges Hamen:
Vernimm, vergiß: Verwette
dies Herz nicht an den Himmel,
ist Gott auch Vater.
Amen.

Musica

Der sehr verrätselte
Aspekt der letzten Dinge –
wir haben viel geschrien
und wohl gefragt,
wie sich ein Hirn
je aus der Asche ringe,
als die es eines Tags
in morscher Wölbung lag,
und dachten, unserer Art –
weil uns die zu bestimmte,
die eifervolle Hoffnung fraglich schien –
an Beistand, wähten so:

Den Strich zu höchstem Ton,
nach aller Zeit,
macht ein *Herr Herr* der Dinge
auf eines hier nie festgestellten
Holzes Geige: solcherart,
daß taube Gräber jählich Ohren spitzen
und, mählich, Mann wie Frau
in ihnen hörsam sitzen –
nicht Frack, nicht Abendkleid.

Wir haben viel geschrien
– so spräche Gryphius –,
doch daß Musik noch sei,
begreifen wir zum Schluß.

für Aloys Kontarsky

Hirtin

Die sie ruft, die Lämmer,
Hirtin,
hütet sie nicht auch
die Schemen solcher
Schafe, die sie überließ
den Schlächtern?

Sag,
mit welcher Stimme
lockt sie ihre Tiere
heimwärts
abends?

Aber sieh,
dann trotten
neben warmen Vliesen
in dem Strahlen
einer Liliensonne
Lammskelette.

Höhle

Jetzt ist es Grauen,
nun ist es Liebe.
Die Woge durchgreift
deines Inneren Höhle.

Es läßt dich los,
du mußt dich lösen.
Von Schmerz ein Tau
beschlägt die Höhle.

Und dieser mündet
welchem Winde und Diebe?
Jetzt ist es Grauen,
nun ist es Liebe.

Zahlen und Figuren (1958)

Gedächtnis

Es ist das Gehn, der Weg
und weiter nichts.
Die Schwermut blinzelt,
Sonne im Zenit.
Staub streuen lächelnd
Tote dir aufs Lid.
Es ist die Last
nie größeren Gewichts.

Verdacht gedacht,
Gram –
Bücher Grams gegrämt
und wiederholt
so Fragen wie Geduld.
Du holde Kunst...
Ist Sinn um Sinn gebracht,
erschrickt das Holde noch
in seiner Huld.

Es ist die Last
nie größeren Gewichts.
Dem Wendewind,
den du entmündigt hast,
folgt her und hin
der Gräser Haupt im Ried.
Staub streuen lächelnd
Tote dir aufs Lid.

Es ist die Last
nie größeren Gewichts.

Das Ich

Die Nacht war Geduld,
ein einziger langer
Ton der Geduld.

Das Ich dünkte sich
Hirte und Hund und
wandernde Herde zugleich.

Das Denken

An kalkener Wand,
wo die Nessel flammt,
dein Hirn die rüsselnden
Fliegen verdammt,
an der lodernden Wand,
die Urine ätzen,
wird ein Schwarm des Wahren
dein Auge entsetzen.
Dann hast du vor allem
dich selbst erkannt.

Das brennende Denken,
vom Grüne gehalten,
gestachelt vom trockenen
Weißen der Wand,
es wird dich nie
dem Gewebe entreißen
unabdingbaren
Daseins.

Sesamlicht

Es war ausdrücklich
heiß,
es war
ein Sesamlicht,

entschlüsselnd mir...
ich weiß
es klar
und wieder nicht.

Ich fühlte mich beschenkt
von Blatt- und Beerenschein,
sodann hinausgelenkt
aus diesem Innesein

dahin, wo, Feuer schier,
Licht das Gebein umfing,
Gedanke Kugel ward,
die alsogleich zerging.

für Hans Jürgen Leep

Ein Stück Zeitungspapier

Liegt herum, gilb,
wurde gebraucht,
bei Zittergras
räkelt es sich.

Zerknüllt
Nachrichten, Tode,
der Wind
beschnuppert sie.

Auch
Fliegen
sind
interessiert.

Antiquitäten

Antiquitäten. Trödel teils.

Nickt mir die Greisin zu,
Besitzerin des Magazins:
Wohlan! –

Wohlan. Die Kupferpersonne sinkt.
Das Grau des Zinns
naht mit Notwendigkeit.

Was zielen noch,
und außerdem vergeblich,
historische Pistolen
auf die Sonne?

Sprich, Engel in Barock,
sag deine Litanei:
Ja, Zinn kommt ohnehin,
lockt Sinn als Wort herbei.

Sagst es; sprichst wahr
Vokale, Konsonanten.

Terrinen... Steckenpferd?...
irdene Bäuche... eins... zwei... drei...
nein: vier, mit Sprüchen, Löffelloch...
Terrinen, staubig fett.

Das T im Spiel.
Das T von Tau und Tugend,
Tiegel, Tröstung, Ton und Tor und Tat,
so blankes T, trüb zugeschnit
mit Staub.

Nächtige Spielerei...

Als Morgen kam,
ein Degen schnitt
auf seiner Schneide Staub.

Bowlen genug
und schon das eine
schnöde Ölg Gesicht – Charakter aus Tyrol –,
verschiedene Stangen Siegelrot,
alpakne Messer, Bronzehirt
zuviel.

Doch sinkt die Sonne nicht?
Das Grau bald da.
Wohlan!
Zinngrau kauft alles –

Antiquitäten, Trödel teils.

Schwermut

Der Mond
rostrot
und als sei
er zum letzten Mal rund,

meine Wimper weiß,
sie ist wach im Tod,
da schwebt ihr, ein Nebel,
das Grab vorbei.

Sie ist Motte
auf einer Nessel, die blüht
zu dieser Sekunde...

In nie stillerer Sekunde
leuchtet auf eines Lammes Vlies,
grübeln die Himmel sich dunkel.

Jenes Gehäuse... Hieronymus...
ich glaube, es ist

März, noch liegt
Schnee.

Und
Spuren tretend
draußen im Weißen,

denke ich freundlich
an den Schädel
da drinnen.

Ich zieh mich zurück
aus polypener Nacht
Zutraun hab ich
zu des Herzens Kristall.

Was gab mir Rat?
Ach, das irrende
Ächzen im All.

Licht des Achs
im Kristall

vertreibt den Polyp.

für Clemens Heselhaus

Womöglich wohnlich

Wohnend auf einem Rund,
das die Toten womöglich noch wissen.
Reif hängt funkelnd an ihm,
wirkliche vielbunte Blumen,
Nußweige
halten sich leicht an ihm fest,

Und innen im Kreise ist,
über Mord, dennoch Siesta im Garten,
anderwärts Eislauf,
ein gemeinsames,
ein verweilendes, wenn nicht
wohnliches
Licht, sehr
erstaunlich.

Die Formel und die Stätte (1960)

Der Grund kann nicht reden

Der schreibt kein Tagebuch,
Grund, der aus Totem und Toten steht,
der die Säulen aus Wasser trägt
und die immer
geschlagene Flotte der Worte...

Er, behäuft mit Verrott und Dunkel,
kehllos Ohnsilbiger unter
rundernden Flossen, fahrenden Kielen!

Stoß ich hinab?
Ich griffe im Finstern wohl
wie faulen Zunder
phönizischen Kindes Gewand,
gelöstes Lotblei,
irrendes Echo, das
Wrack einer Laute...

Tauche ich?
Ich suchte mit Lampen, ich fände
ein Logbuch, welches jedoch
von des Totseins Bewandtnis
nicht spricht, sondern allein
von des Unterganges Beginn:
*Wir sinken. Wir
werden Grund.*

Vogelwolke

Ein Abend,
starrend von Staren...
und wärs auch
Wortspiel, es schafft sich
Wahrheit,
so schwarzes Gezwitscher,
ein unerhörtes
im Labyrinth.

Das muß
der Herbst sein. Er
runzelt die Braue:
die Vogelwolke
steigt auf aus
besudelten Wipfeln

und nimmt nach
Norden
unverständliche Richtung.

Das Pfeifen der Fledermäuse

Jedes Haar auf dem Haupt,
aber auch der trübe
Fleck an der Zimmerwand

und die von Zimmern
Myriaden entfernten
Nebel aus Staub...

Was meint
das Pfeifen der Fledermäuse,
wenn die Dämmerung

unter den Augen pünktlicher Sterne
Asche
dem Horizont hinschüttet?

für Flora Klee-Palyi

K.

Die niedergehende, die Sonne
sein Kaisersitz?
Sein bleiches Haupt
Kopf dieser Münze?

Wie Pracht von einer Wunde ist
des Abends Farbenspiel
so übel nicht,
verklärt die Heide:

Zwei schwanke Bäume,
von einander weit
getrennt,

im dunklen Gras.

Ich sage Ankunft

Ja, das Licht
aufrecht
über dem Abgrund.

Wer spielt
seine Weisheit,
wer weiß
die Fülle seiner Torheit?

Ich sage
Ankunft
hier bei des Lichtes
wirklichem Schilf.

Flut und Stein (1962)

Die Meister aber sagen

Die Meister aber sagen:
»gekrümmt«.

Und so träumte ich
ein Tier, den
Tiger des Alls,
im Willen zum Sprunge verharrend.

Niemals gewinnt so
ein Rachen Beute,
den Bissen, der sättigt.

Gelassen
geht der zur Tränke.

Wirkliche Tafel

Wenn die Schieferwand bricht,
gewinn ich
die wirkliche Tafel,

schreibe den Berg darauf,
rieselnden Schieferberg.

Schwalben umstechen ihn
und den wachsenden Wein.

Ihr Nest:
die Achsel
des Herrn auf dem Weinberg,

die Achsel des Bettlers.

Hierorts

Fern liegt Eleusis, rauchend,
mit Staub bedeckt,
ein Vorort ...

doch als sei es
herübergekommen von dort
in diese Gegend, Gewitter,

blästs
um den Aschenberg,
duften wie Eisen um ihn
seine Donner,
lassen die Blitze
das fahle Unkraut erstrahlen,
Wucherndes, dessen scharfes Arom
dir zum Hirn dringt...

und es zeigen die Feuer des Himmels
dir übergenau
das schrumpfende Tierfell
mit ekler Behaarung,
ehe die Donner gebieten:

Wende es um,
rufe herbei von Eleusis
die Schatten der Mysterien!

Ein Kind

Blickt auf die Schale
voll Zeit,
sieht nippen
den grauen großmächtigen
Schmetterling,

ein Kind,
und geht,
schwarze Schafe zu hüten
im Finstern

Irdisch

Am Rande des Tellers
sitzen die Könige
tot.

Sagt mir ein Märchen!

Sie schweigen.

Sagt mir Gewalt!

Sie schweigen.

Sagt mir,
wer mich regiert!

Sie schweigen.

Der Teller dreht sich.

Zeichen um Zeichen (1968)

Die Straße
gehst du
(nach Avignon?)

Die Straße gehst du
in der Gottesau
(so heißt die Gegend),
die Helle
umreißt dich.

– Still
im schiefen
Zimmer
sitzest du auch

und lässest
jetzt
spiegeln
die Blätter draußen
den Schein
des leblosen
»unmündigen Monds«.

»Ein Lebewesen,
es sei, welches
es will« –
aber
dem Menschen
ist die Nacht
anders Nacht
als dem äugenden
Tier,

es sei denn,
man dächte
Eulen,
in deren Gesicht
besonders
Zweifel blüht.

Ich mache mein Bett
in der Zeit,
ihrem Grün,
ihrem Schnee.

Mich schmilzt
der Schnee; mich färbt
das Grün
grau.

Was ist
um Todes willen
not?

Das Sehn.
Die Weissagung.
Das Dunklerwerden.

Die bessere Furcht.

O daß flügge würde
die Betrübnis:
sich nach unten
verschwinden zu lassen

zu lauter Liebe
weinend abgewendeter Wange
im Äther oben; ein Kind.

An schmaler
Grenze will ich hingehn,
ein Tier, doch mit
Gedächtnis.

Als wär ich
ein Mensch gewesen,
zu stolz und zu geizig –
ein Wünschender und Verwünschter.

Jetzt geh ich frei.
Viel ist vorüber.

Ferner Nachhall
der Liebe.

Anfang und Ende
wußt ich vermählt
im Nichts, dem Golde.

Nun aber
ist Ende allein.

Hundsmäßig
eß ich vom Troge,
den aufstellt
im unteren Zwielficht
der lidlose Engel.

Wisse, der Buchstab
ist tödlich.

Der Leib hat gehabt
seine Zeile,
langsame Zeit
und Spur.

Seine Vernunft
endet
im Seufzen
der Augen.

Es kam die Nachricht (1970)

Lange vor
Christus geboren
und die Segel gesetzt
gegen Gott.

Deine Hand war
unglaublich wenig
an meiner Schulter,

Wind genug
an einem Tage
der Meere und des
Himmels.

Es kam die Nachricht
zu gehn an die See,
nördlich, und ich
wollte auch wissen
unterdes, was es
sei mit dem Anfang
der See, Ende oder
Mitte (die schwerste
Betrachtung).

Es erkannten einander,
die kamen
in gleicher Absicht.

Und es wurde
mit Gischt der Wogen
(schön und atmend das Wetter)
Lust gewebt zur Nacht.
Nicht gewußt, daß mir Liebe
geweissagt war
aus der Liebe.

Das war der
Sand und der Rand,
zartes Verebben
der Wassertiefe,
Ende und Anfang des Meers.

Du sagtest,
meinen Blick lenkend
gegen die hohe See:
Wohin man auch sieht,
alle die Schiffe kentern.

So fabeltest du.

Weiß ich es nicht?
Hinter dem Glück
steht Entsetzen,
und hinter dem
Entsetzen schaut
gar nichts hervor, fast
nichts, und das ist was.

Die wir uns selbst
nicht gehören... komm,
wir nesteln uns
in den Schlaf...
komm, es gibt, namentlich,
Edens Schwert. Komm,
an seiner Blöße
schlummern wir ein.

Hier bin ich
jetzt und
jetzt schon
nicht mehr hier.

Hetzt Punkt
den Punkt, so schreibt
der Strich der Zeit
die Allgelassenheit.

Wo ruht sich Liebe aus?
Ich bin bei dir zu Haus.

Hier bin ich
jetzt und
jetzt schon
nicht mehr hier.

Sage vom Ganzen den Satz (1972)

Viele
haben keine Sprache.

Wär ich nicht selbst
satt von Elend, ich

bewegte
die Zunge nicht

Es schlug einer,
ein Lehrer,
mit dem Stock auf den Tisch:

Zu sterben, das ist
Grammatik!

Ich lachte.

Nimm den Leib
wörtlich, das Wort
leiblich.

Ich lachte.

Ich starb.

für Gregor Laschen

Langsame Zeit,
Zeitlangsamkeit,
Wortlangsamkeit,
langsam, ich sage
ein Zeitwort,
ich sage es dir
zum Vertraun,
es ist
Sterben darin,
Mond und Sonne,
die Glut,
die Häuser anzündet,
Glocken auch,
daß sie schimmern,

Ein Jahr
ist kein Glück,
die Toten
sind keine Helfer.
Darum
komme von deiner Seite
mir der Bescheid
irgendwie, wie
es weitergeh
und so weiter
zuletzt.

In Sète

Den Stein verstand ich,
der die Namen trug,
ihn waagrecht, sein Gewicht.

Die Schädel drunten
dacht ich so: es wäre
Lehm daraus zu löffeln.

Bewußtsein, überlebt
vom Stoff.
Ich war

der Atmende, aufrechtes Tier
auf Erden noch –
im Weltriß häuslich.

Der neben mir
wirft die Glieder,
der neben mir ringt
wie nach Atem um Sprache,
und ich seh meinen Bruder
vom Leben getrennt.

Der Mensch
hat sein Lied zu singen,
und bin ich auch
gerüttelt von der Weltstille,
ich will nichts werfen
über seinen Scheitel.

Sage vom Ganzen
den Satz, den Bruch,
das geteilte Geschrei, den
trägen Ton, der Tage
Licht.

Mühsam
im gestimmten Raum
die Zeit in den Körpern,
leidiges Geheimnis, langsam.
Tod immer.

(Und ich wollt doch
das Auge nicht missen
entlang den Geschlechtern nach uns.)

Sage: *Dies* ist kein anderes.
Sage: So fiel, in gemeiner Verwirrung,
der Fall. Sage auch immer:
Die Erfindung war groß.

Du darfst nur nicht
Liebe verraten.

Pünktlich gehts zu
im Raum
gemäß den Kräften
außen und innen.
Zur Stunde wieder
Verheerung, gigantisch.

Die schwer eingeborene
Schwäche, was
gewahrt sie denn wirklich?

Das Sehn
will nicht wissen,
und wenig gilt
heute und morgen
der Jammer.

Im Zeitspalt (1976)

Und was
will diese Sonne
uns, was

springt
aus enger Pforte
jener großen Glut?

Ich weiß
nichts Dunkleres
denn das Licht.

Der zeichnet Mücken
in die Luft. *Der* schreibt
die Schwalbe, Fängerin,
mir in die Augen. *Der*
läßt dich schreiben. *Der*,
ziemlich hell, streicht durch.
Der streicht den Schreiber durch,
wenn es der Tag ist.

Altes Klagen,
frühes Klagen
sagt:
Du sollst mich klagen.

Schön
tut mir ein Blütenzweig.
Klag es, altes,
frühes Klagen!

Tritt hinzu
im Harnisch einer,
will, daß ich
das alte, frühe
Klagen klage.

Spricht mirs vor,
ich sprech die Worte
frühen Klagens,
alten Klagens.

Ihre Wahrheit,
ich erbrech sie
über jenen
Blütenzweig.

Lang oder kurz ist die Zeit,
und das Wahre,
das sich ereignen wird,
heißt Sterben.

Danach bist du
gleichsinnig mit
der Erde, dem Himmel,
die sich nicht wissen.
(Aber wer bist du noch?)

Was eigentlich hieß denn das:
geboren, Zeit zu gebären
im Unterfangen des Bewußtseins –
wozu »ich«?

Wandloser Raum (1979)

Es haben sich
die großen Vögel
am Himmel versammelt.

Der Älteste schreit.
Sie kreisen.
Der Kreisel hält sie.

Die Hälse gestreckt,
zwischen Scharen
ins Grundlose.

Duft der Blumen,
einziger
Gedanke noch.

Ein Steingewicht außer-
dem und ein
Riß wie bei Glas

quer durch
Schädel und Himmel.

Nichts
trennt mich von dir.

Ewigkeit –
fast als Gegenstand
erscheint sie
schlechtem Begreifen.

Sie ist aber
nie, niemals endendes
Fließen und Fliehn.
Denk es genau.

Ob die Zeit
sich verzehre als Zeit,
der Leichnam
fragt es nicht.

(zu Montaigne)

Wie es einer
gedacht hat,
Sterben:

Sich drehn
von der Seite der
Erfahrung auf die

der Leere, un-
geängstet, ein
Wechseln der Wange,

nichts weiter.

Geist zu sein
oder Staub, es ist
dasselbe im All.

Nichts ist, um
an den Rand zu reichen
der Leere.

Überhaupt
gibt es ihn nicht.
Was ist, ist

und ist aufgehoben
im wandlosen Gefäß
des Raums.

Vor meinen Augen
breitet sich
Hades. O

Name. Endlich,
wenn du dich auflöst
in Todesschweiß,

wird alles
getaucht ins
Wahre.

Spät in der Zeit
wirst du sagen,
du seist

ein Mensch gewesen.

Du sagst es nicht,
kannst es nicht sagen –
du sagst es jetzt.

Prosa (1931-1979)

Die Wespen

An einem der Sommertage hatte ich die Wohnung gewechselt. Der Umzug war bei der großen Hitze ziemlich mühsam gewesen. Schon diese Anstrengung hatte, als alles beendet war, in mir das Gefühl hervorgerufen, daß mein Leben dort abgeschlossen, die Spur meiner Existenz gleichsam verwischt sei. Wie es sich jedoch in Wahrheit verhielt, entdeckte sich mir nach einigen Tagen, wo ich mein Zigarettenetui vermißte, das ich liegengelassen haben mußte. Mich störte der Gedanke an diese unvollständige Bereinigung, die einen, in einem buchstäblichen Sinne beinahe, an die Stelle gebunden hält.

Als ich jetzt durch das Viertel meiner letzten Wohnung kam, fiel mir ein, daß ich nachfragen könne. Ich hatte an diesem Nachmittag eines gewissen Pausens, in das die Seele manchmal gerät, keinerlei Anlaß zum Aufschub; denn eigentlich hatte ich nur vor, mich hintreiben zu lassen, verlockt durch das warmgläserne Licht, das mitags, nach einem gewöhnlichen hellen Sommermorgen, sich plötzlich gebildet und den Raum erfüllt hatte.

Im Hinblick auf meine Wirtsleute war die Stunde allerdings ungünstig, meist schliefen sie um diese Zeit; es war Glückssache, wenn sie öffneten.

Ich wurde überrascht. Kaum hatte ich die Schelle berührt, schnappte auch schon das Schloß, sodaß meine Hand zurückfuhr, als habe sie einen elektrischen Schlag erhalten. Wenn es mit rechten Dingen zugegangen und ich nicht durch jemanden im Haus oder auf sonstige Weise genarrt worden war, mußte ich annehmen, durch

einen gerade Vorübergehenden sei in der Etage Antwort gegeben worden: man war also wach, eine Vermutung, die sich als richtig herausstellte.

Den Korridor durchquerte, schon auf der Treppe zu vernehmen, eiliger Frauenschritt, und es war, wie ich zu erkennen glaubte, nicht der gleiche.

Alle Gewohnheit zeigte sich durchbrochen. Meine Wirtin erschien sofort in der Tür, im Ausgehstaate, den sie offenbar soeben vollendet hatte. In ihrer die eigenen Absichten zurückstellenden, wenngleich übersteigerten Art bat sie mich herein: und ich folgte, weil ich hoffte, mit meiner Angelegenheit schnell zu Ende zu kommen. Sie erzählte und schien dabei erfreut, mich wieder einmal zu sehen, man habe gerade fortgehen wollen, die Tochter und der Schwiegersohn seien gekommen, der Tag solle zu einem Ausfluge genutzt werden. Wegen des Verreistseins ihres Mannes sei ihr der Besuch der »Kinder« besonders angenehm, da sie sonst wie so oft auf sich angewiesen gewesen wäre. – Ich entschuldigte mich nun doch wegen meines »Hereinschneiens«. (Ach, wäre ich an diesem Nachmittage Schnee gewesen, ich wäre nicht zerschmolzen! Die Luft hatte die Neigung, alle Gestalt im Schweben zu halten und sie sogar zu durchklären: Die Herrschaft des Kristalls über alles Lautere war an diesem Nachmittage dahin!) Sie entgegnete indessen, die jungen Leute gäben sich so liebevoll ihrer Toilette hin, daß sie ohnehin schon eine Weile warte und ich also im rechten Augenblick gekommen sei, um ihr, wenn ich wolle, noch ein wenig Gesellschaft zu leisten.

Ich hatte den Grund meines Kommens unterdessen erwähnt und tat es nun ein zweites Mal, da ich in diesem Punkte bei ihr auf eine merkwürdige Zurückhaltung gestoßen war. Sie konnte sich meiner Bitte nicht mehr so weit entziehen wie vorhin, wo sie mir nur gesagt hatte, daß ihr das Etui nicht zu Gesicht gekommen sei: Wenn ich einmal nachsehen wolle, meinte sie verlegen, müsse

ich die Unaufgeräumtheit des Zimmers mit in Kauf nehmen, die bis jetzt noch nicht habe beseitigt werden können. Darauf folgte ein Aufgebot von Entschuldigungen, die indessen nicht in mich eindringen, denn ich hatte keinerlei Erwartung in bezug auf das Zimmer gehegt. Dies äußerte ich auch, mußte mir allerdings im selben Augenblick eingestehen, wie fahrlässig es gewesen war, in Dingen, die mich mit meiner früheren Wirtin zusammenführten, arglos gewesen zu sein. Ein altes seelisches Übel, das ich allzu gut an ihr kannte, hatte ich mit meinen Wünschen wieder in Flor gebracht, und ich mußte mich um so mehr verurteilen, als es an einem solchen Ausflugsnachmittag geschah, wo sich ihre Seele einmal leicht und gleichsam von sich selber losgemacht hatte.

Während ich noch zögerte, ihre Bedrängnis auf die Spitze zu treiben, indem ich in das Zimmer eingetreten wäre, eilte sie mir plötzlich voraus: anscheinend, um sich ebenfalls um das Verlorene zu bemühen. Sie öffnete die Tür und schaltete das Licht ein. Dies Letzte machte mich erst stutzig; noch mehr, welches Sonderbares hier entzündet war. Als ich dann ebenfalls eintrat, begriff ich ihr Verhalten besser; und daß sie mich begleitet hatte, um meinem Erstaunen beizustehn.

In diesem Zimmer, in dem die Jalousien herabgelassen waren, war Abend, aber ein seltsamer, mir unbekannter. (Nie zu meiner Zeit wäre ich auf die Möglichkeit einer solchen Lichtaussperrung verfallen!) Der Schein des Deckenleuchters versiegte rötlich in der Helligkeit, die durch Ritzen von draußen einschloß. Eine Atmosphäre war so entstanden wie in einem erleuchteten, dunstigen Aquarium. Und wie hier schienen sich die Gegenstände dem Auge vergrößert darzubieten, eine verstärkte Sprache ging von ihnen aus. (Am besten nahte man sich ihnen mit der Behutsamkeit eines Tauchers auf dem Grunde –): Jene wesenlose Tonerdeflasche, die damals

beim Zusammenräumen auf den Tisch zu stehen gekommen war, hatte ihr gläsern-Blässestes in sich erweckt: Die große Tischplatte schien nur da zu sein, um sie in dieser Strahlung hervorzuheben, in der das hellrote Etikett brannte. Keiner der Gegenstände war von der Stelle gerückt, und alle bannten und zwangen zur Entfernung mit demselben inneren Aufgeflutetsein. Ich stand vor dem Aschenbecher: die Asche hatte, wie auf einer letzten Stufe angekommen, das Blicken eines unendlich finsternen Gesichts.

Immer mehr beherrschte mich das Gefühl, in einer Grabkammer zu stehn, in der nur der Zeitem der aufgestellten Dinge Raumrecht besitzt, anstatt in einem kürzlich von mir noch als Zuhause empfundenen Zimmer. Hatte ich all diese Gegenstände einmal wirklich berührt, ihnen Leben gegeben, um unter ihnen zu leben: kaum vermochte ich mir das jetzt vorzustellen. Dagegen erkannte ich immer mehr, wie gerade alles ihnen von mir Verliehene von ihnen abgetan, in diesem Augenblick weiterhin abgeschält und ausgesondert wurde, und wie im gleichen Maße die eigene Wesensmacht der Dinge zunahm, ein Geschehen, das beinahe körperlich auf mich wirkte, sodaß mir war, als würde ich tatsächlich unwiderstehlich hinausgedrängt.

Und ich hätte auch nicht gezögert, dieser Gewalt nachzugeben, wenn nicht ein verführerisches Element da gewesen wäre, das mich festhielt. Dies aber war gerade der Umstand, daß dieser Raum, gleichsam in einer empfindsamen, aber dieselbe Beziehungslosigkeit ausströmenden Verdichtung noch einmal, als in einer zweiten Ausprägung, in sich selber schwebte. Ich befand mich an einem Punkt, wo, durch jene Erschütterung, die sie beim Anblick des Zimmers erhalten hatte, meine zugreifende Empfindung, nach ihrem sonderlichen Schlafwandeln im Nachmittage wach geworden war, ja daß sie jetzt dem Bewußtsein klar machte, in welchem

Medium sie sich so lange bewußtlos aufgehalten hatte –: Sollte ich nicht nun einmal tatsächlich zupacken, um mich gleichsam wissend aus diesem Griffe zu entfernen?... (Der Leser möchte eine schonende oder mißgön- nende Überlistung darin erblicken, daß der Erzählende hier mit ihm abzubiegen scheint, – falls es ihm so erscheint und ihm nicht das ferner Geschehende folge- richtig dünkt, in der Empfindung, daß einer echtbezo- genen Regung zur Höflichkeit nachzugeben, wesenhafter sei, als der Möglichkeit, einen Blick in weltbezeichnende Mitten zu tun, sofern sich beides in einem Augenblicke begegne.) – – Ich dachte an meine Wirtin, die sich nach und nach in lauter Vermeinen über mich aufzehrte, und die ich endlich beschwichtigen mußte, auch wenn dies so fruchtlos wie immer sein würde. Niemand hätte übrigens vermocht, diese Unglückliche von eingebildeter oder wirklicher Schuld freizusprechen. Allzuleicht maß sie sich eine Schuld zu. Immer erst in martervollen Tagen krankte sie sich von ihrem Kummer los; und nicht selten von dem eines anderen, den sie zu ihrem eigenen ge- macht hatte. Wen aber außerdem sollte ich überzeugen, daß ich keinerlei Getroffenheit oder Vorwurf verberge: die Wirtin, in deren Vorstellung ich immer noch als der Inhaber des Zimmers leben mochte, oder den feinfüh- ligen Menschen, der vielleicht vieles von ferne begriffen hatte? Ich tat das nötige Nutzlose, erntete ihr Lächeln halber Erlösung. Ebenso wenig traute ich ihrem späteren Belustigtsein, so überschwänglich es sich auch äußerte, als ich mich nach dem Mißerfolge ersten Suchens auf die Knie niederließ, um unter Bett und Schränken nach- zusehen.

Anscheinend, weil sie das Ende meiner Umschau in dem niederen Bereich noch nicht absah, ließ sie mich plötz- lich allein. Es geschah, wie ich genau wußte, ohne die Absicht der Demonstration. Dennoch ergriff mich sofort das Gefühl, wie lästig ich längst sein müsse. Ich unter-

brach mein Suchen und streifte sekundenlang hilflos Gegenstände mit den Händen, die mir in den Weg kamen. Schließlich geriet ich in jenen Wirbel und jenes Schwanken des Ich, mit dem es uns ankündigt, daß es sich selber lächerlich ist. Ich stand gerade in der Nähe des Fensters, und der dennoch nicht ganz erschöpfte Mechanismus des Suchens wollte es, daß meine Hand noch einmal über die Fensterbank fuhr. Diesmal ereignete es sich aber, daß sie auf einen Gegenstand traf. Soeben vermochte der Blick noch zu erfassen, daß es eine Birne war, die Hand war schon zurückgezuckt; denn blitzschnell hatte sich der verborgene Segen der verschollenen Frucht, die meine verträumte Hand gewürdigt hatte, entpuppt. Wespen waren aus purer Hülse gequollen, in insektischer Wut ins Zimmer geschossen und gegen die Wände geprallt. Ich hatte nur noch den einen Gedanken, die Tür hinter mir zuzuschlagen und des ganzen Gespenstes hinter mir bar zu sein. Ich stand dann draußen im Flur, in dem Gefühl, eine Flamme sei hinter mir aufgezischt und erloschen. – Kurz darauf durchfuhr es mich, daß ich mich zusammennehmen müsse. Hatte ich schon genug Störung gestiftet, durfte ich nicht mit ganz neuer Aufregung den Rest der Ausflugs-laune aufs Spiel setzen. Indessen konnte ich auch dies alle Ordnung verletzende Geschehnis schlecht verheimlichen und mußte daher dem Schwiegersohn und der Tochter, die schon an der Korridortür warteten, den Tatbestand zumindest verhüllt eingestehen. Als ich das Wort »Wespen« aussprach, starrten mich die beiden Gesichter so zwiespältig an, daß ich nicht wußte, ob sie im nächsten Augenblick auf mich als den unfäßlichen Quertreiber ihrer Absichten oder auf die Eindringlinge Jagd machen, oder lieber dem Teufel mitsamt seiner Teufelei davonrennen wollten. In dem Schwiegersohn hatte sich zuerst wieder der muntere Biedermann gefaßt, und auf dem Gesicht der jungen Frau stand alsbald die den Schrecken

überbrückende mensch- und fraubewußte Entrüstung wie: »Frechheit dieser Wespenbande!« zu lesen, – während nun auch die Wirtin aus einem Winkel der Wohnung in halber Ohnmacht herbeikam, unaufhaltbar wie das verwickelnde Moment in einer Tragödie. Jenes Stichwort hätte ihr bis aufs äußerste gespanntes Gemüt getroffen, selbst wenn es nur geflüstert worden wäre. Sie tat mir sehr leid, denn diese gipfelnde Verdächtigung ihrer Hausfräulichkeit entsprach nicht einmal einer Möglichkeit in ihr, sie war ausgeheckt von einem so tückischen Ungefähr und für sie ein so felsenschweres Mißgeschick, daß sie die Schultern griechischer Heldinnen hätte haben müssen, wenn sie darunter hätte standhalten sollen. So aber sackte sie, blasser und blasser werdend, in schrankenlosem, halbirrem Folgern der Geschlagenen vor uns hin: »Ein ganzes – – Nest – – -?« Bei alledem enthielt ihre Ohnmacht einen Teil Unaufrichtigkeit, indem doch kein vollkommener Bankrott der Person darin untergebracht war. Man konnte ihr aber eine gewisse Theatralik zugestehen, mit der sie auf sich als eine unverdient Heimgesuchte hinwies, da sie das letzte Mittel der Auflehnung gegen das Schicksal darstellte. Wir alle drei mußten uns einer redlichen Mühe hingeben, um sie einigermaßen wieder in ihre Vernunft aufzurichten. Schließlich mußten wir, zur Erreichung des Übrigen, all unsre Beredsamkeit zu Hilfe nehmen. Der Schwiegersohn, nach anfänglicher Verwunderung, in die zwar Bestürztsein gemischt, die aber dennoch von Belustigtsein nicht ganz unterschieden war, ließ sofort seiner Wortbeflissenheit freien Lauf. Was das auf sich habe – Wespen! in diesem von ihnen geplagten und mit ihnen verseuchten Sommer! Er schlage jeden Tag unzählige tot! Und in einem leeren Zimmer, auf das man nun wirklich nicht minütlich achtgeben könne, das sei erst recht nichts Aufregendes! – Und ich fiel hier ein. Wie natürlich in der Tat das Vorkommnis sei und wie

wenig es verwundern müsse, daß sie in diesen hohen Stock eingedrungen wären, man sehe nur daran, wie sie sogar die Höhen erobert hätten in diesem Sommer. Ich habe von einem Überfall auf einen Menschen hoch auf einem Aussichtsturm erzählt bekommen, log ich schließlich, und als dies keinen rechten Glauben bei der schwer zu Überzeugenden zu erwecken schien, verfiel ich plötzlich darauf triumphierend auszurufen: »Das Abflußloch in der Fensterbank!« Mir ging sofort auf, daß ich damit die Angelegenheit nur sehr unzulänglich beleuchtet hatte, war aber erstaunt darüber, wie der Einfall selbst bei mir verfiel und erst recht über die Wirkung bei der Wirtin. Wie verhielt es sich denn eigentlich mit der Birne, deren Vorhandensein auf der Fensterbank eine so kennzeichnende Erscheinung der Unordnung gewesen war? Wie war sie überhaupt auf die Fensterbank gekommen? hatte ich mich schon eine ganze Weile gefragt, und dabei eine Art Besichtigungsszene von mir gesehen, mit der Wirtin und den beiden jungen Leuten als den handelnden Personen. Letztere aßen Birnen, während sie in schwatzhaftem Die-Zeit-hinbringen sich über die Rolle des Zimmers verbreiteten; eine hatte so ihren Weg auf die Fensterbank gefunden. Oder stammte sie gar noch aus der Zeit meines Aufenthalts, wo sie mir dann in Vergessenheit geraten war? Aber diesem Handgreiflichsten schienen alle entschuldigend gegenüberzustehn, und wenn dies nicht der Fall war, so klammerte sich die Wirtin offenbar an die verblüffendste Erklärung, vielleicht auch an die Freudigkeit meines Ausrufs, in dem mir plötzlich alles heller zu werden schien. Sie atmete erleichtert auf, und ich selber war über diesen merkwürdigen Erfolg beinahe freudig außer mir.

Welch eine Erlösung nach all dem Wirrwarr! Ich hatte nun doch nichts endgültig verhindert, der vorgenommene Ausflug konnte schnell begonnen werden. Und wirklich schienen auch jetzt alle nur an den Aufbruch zu

denken. Die Wirtin geriet in eine stürmisch erledigende Betriebsamkeit, in der das Abdrehen von Gas- und Wasserhähnen eingefleischte Sorglichkeiten waren: schon stand sie zum Fortgehen bereit. Noch immer hatte ich Grund zur Verwunderung: Ihr war keinerlei Beschäftigung mit der Tatsache anzumerken, daß sich die Wespen nach wie vor in dem Zimmer befanden, das nun wirklich nicht mehr das meinige war. Da ich ihr so viel plötzliche Gelassenheit nicht zutraute nahm ich an, sie mache sich, wie vorhin gegen in ihr aufkommende Widersprüche, bewußt oder unbewußt stumpf gegen diesen Umstand. Und gegen noch mehr: Tochter und Schwiegersohn hatten sich im Gegensatze zu ihr nicht zurückhalten können. Obgleich ebenfalls von Ausflugseifer erfaßt, hatten sie sich doch noch zu einem Angriff auf die Wespen hinreißen lassen, waren aber schnell belehrt worden, indem sie schon vor der Tür Halt machen mußten, die sie, so vorsichtig sie sie geöffnet hatten, besinnungslos wieder zuwarfen. Bei ihnen dauerte dann, wie es üblich zu sein schien, die Trennung von Kleiderdingen und Spiegel länger, und so stand ich wieder mit der Wirtin zusammen im Flur, so, als sei es der Anfang gewesen. Nur war sie jetzt so viel einiger mit sich selbst als irgendwann vorher, daß ich meinem Argwohn, der sich hier dank meiner Erfahrungen mit ihr sogleich regte, fast widerwillig Gehör schenkte; gleichwohl konnte ich nicht glauben, vor einer wie für allemal verwandelten Wirtin zu stehen. Ich zweifelte auch diese Erlösung an, die bestimmt nur deshalb soweit gediehen war, weil sich die alten Foltergeister aus einer Laune einmal tiefer in ihr Ich zurückgezogen hatten; trotzdem würden sie bald wieder hervorstürzen. Aber ich wollte ihr mithelfen, den Augenblick der aus einer regierenden Ferne geduldeten und bald wieder entrissenen Freiheit auszukosten, ja ihn möglichst echter machend hinauszudehnen, und so beteiligte ich mich selber mit gutem Wort an ihrer Hei-

terkeit; und dies gelang ohne künstliches Wollen, da ich selber noch immer eine große Erleichterung empfand. Und endlich befanden sich alle im Hausflur. Der erste Hauch frischer Luft, der in die offenen Fenster wehte, entfachte sofort den Munterkeitsvorrat des Schwiegersohns. Seinen Fotoapparat erfassend, als sei durch ihn wie durch ein Mordinstrument das Urteil über die Wespen gesprochen, rief er aus: Er werde den Wespen heute abend noch auf den Pelz kommen! Auch die Tochter ergriff mehr und mehr die Aufgeräumtheit, die sich vor dieser Art von Unternehmungen einstellt, in der Wiese, Wald, und die schöne Ferne winken. Zweifellos stammte das wohlige Wiegen ihres Schrittes aus der Zufriedenheit, die ihr das Tragen des, wie es ihr gewiß geworden war, glücklich gewählten Kleides einflößte, das sich weiß, seidig und frischduftend ihrem gut geformten Körper anschmiegte. Und im Wohlbehagen des Schwiegersohns war dies Kleidergefühl nicht weniger wesentlich. In entschiedener Übereinstimmung mit seinem Aussehen, selbstbewußt dehnte er sich in seinem starr gebügelten Hemd und wäre am liebsten kindisch geworden vor Stolz über den Besitz seiner drall schmückenden Krawatte. – – Mit ihr aber, unserer Bedauernswerten, hatte es schon wieder seine Leidlichkeit. Nur noch kleinlaut ging sie zwischen diesem Mut. Ein paarmal hatte ich mich an sie wenden wollen, um sie aus der beginnenden Verkrampfung zurückzureißen, von dem Nachmittag sprechen, der noch Schönes versprach, mich nach dem einen oder anderen Unverfänglichen erkundigen, zuletzt noch in dem Bedürfnis, mein Schuldgefühl völlig loszuwerden, – unterließ es aber, als ich merkte, daß jener kleine Ruck, der den Mechanismus ihres trüben Leidens in Gang brachte, schon stattgefunden hatte: da ließ man sie am besten in ihrem einsamen tapferen Arbeiten gewähren.

Wir näherten uns einem weit offenstehenden Fenster, das geradewegs in den Nachmittag zu führen schien. Schon in diesem Augenblick hätte ich mich verabschieden mögen; tat es gleichsam auch. Der Blick der Wirtin, der Druck der Hand beim Aufwiedersehen versickerten förmlich vor neuem grübelnden Verzagen. Noch ein Wort alten Vertrauens zu sagen, was hätte es geholfen! Die jungen Leute aber waren so ausgelassen, daß der stille Raum der Straße sie staunend empfangen mußte. Sie grüßten noch einmal zurück, indem er, sich umwendend, seinen Spazierstock herumschwang und zu einem Winken erhob. »Heute abend großes Wespenjagen!« rief er. Die Tochter, die er um die Schultern gefaßt hatte, wurde mit in die heftige Bewegung dieses zweiten Abschieds gerissen. Sie winkte so lange, bis sie stolpernd dem plötzlichen Wiederumschwenken des Schwiegersohns gehorchen mußte.

Und als dies wirklich kaum anders geschehen war – wie zusammengeschrumpft ging die Wirtin neben den beiden auf den hell glimmenden Steinen des Bürgersteigs! –, stand ich inmitten einer im Sommeräther ausgegossenen Dingwelt, beinahe verlegen. Alles ruhte nur, strahlte nur, zeichnete sich ins Licht. Ich kam mir vor wie nach einer Flucht, nur daß die Unschlüssigkeit der Dinge die eigene Unschlüssigkeit noch erhöhte. Dann aber überfiel mich auch, wie den Entkommenen, der sich von einem, das ihn festzuhalten trachtete, nachträglich mal ganz losgelassen fühlt, eine den ganzen Körper beseligende Entspannung. Nichts schob sich nun mehr hemmend darin ein, daß mich die Sphäre wieder mit in ihr Wesen nahm. Wenn auch mein Bewußtsein dabei nicht so tief untersank wie auf dem allerersten Hinweg, hätte ich dennoch einfach stehen bleiben können, wie die Dinge, gleichsam nur um der Konturen willen, ohne einen Gedanken, was menschlich-ordentlich genommen, mit der Zeit zu sein habe. – In einer Straße

befand ich mich? in einer Straße mit diesem, jenem Namen? Und fragte ich mich mit angestrenzterer Erinnerung: so regungslos wie in dieser Stunde hatte ich die Straße noch nie erlebt: Kein Mensch kam flüchtig hervor, kein Tor öffnete sich oder schlug zu, kein Auto fuhr leise mahlend über den Asphalt. Nur hinter dem Park, der die Straße wie durch Zauber auffing, nahte über hohen feingliedrigen Baumkronen der belichtete und schattige Block einer Wolke heran.

Aber dann geht etwas Wirres auf dem Bürgersteige vor. Der Schrecken darüber ist gleichsam von vornherein erstickt: Alles in mir ist schleierlos und doch benommen. Wie ich genauer ergriffen habe, was geschieht, fliegen meine Nerven fast vor Aufgebrachtsein: Dort, ziemlich weit von mir, nahe einem Vorgartenzaun, auf den Büsche herabhängen, steht ein jüngerer, größerer Mann, an nichts gekehrt, und entnimmt einem Etui Zigaretten – und: Es ist *dein* Etui, es sind womöglich *deine* Zigaretten! Mit ungestümer, ja magischer Gewalt ergreift dieser Gedanke Besitz von mir. Ich nähere mich dem Menschen und lasse ihn nicht aus dem Auge. Weder sein Aussehen und Gehaben, noch seine Kleidung, nicht einmal eine Art Reisemütze, die er trägt, befremden. Nur daß er in dieser Stille dort *steht*, daß er überhaupt in Erscheinung getreten ist, wirkt erregend, und sein *Tun*, obschon ich es mir als das Anzünden einer Zigarette verdeutliche, wie etwas seltsam Versponnenes, im Grunde nicht zu Fassendes.

Plötzlich aber, als habe er einen Fingerzeig erhalten, indessen immer noch ohne ein eigentliches Augenmerk auf mich zu richten oder seinen Schritt besonders zu beschleunigen, geht er fort. Er biegt dann gleich in eine Seitenstraße ein, zum ersten Mal sich wie ängstlich beeilend, während ich diese längst noch nicht erreicht habe. Ich sehe ihn, wie dies geschehen ist, zwar noch einen Augenblick, wie er in einem Haus verschwindet,

wie es scheint, in einem Friseurladen – für mich enthebt er sich gleichsam ins Nichts –, bin mir aber zu wenig sicher.

Angewurzelt stehe ich jetzt da, mit der Empfindung, in eine traumartige Irre geführt zu sein. Starr verlange ich noch immer das Etui. Aber da löst sich, in höchster Zuspitzung, die Verlegenheit: Ein heißerer, dichter Nachmittag umfängt mich, und voller Widerwillen erleide ich die Unbestimmtheit, mit der ich mich in einer faden, wie toten Nebenstraße finde. Aber die Hauptstraße ist nicht weit. Ich erkenne die Gegend; und brauchte es doch nicht: die Bewegung der Hauptstraße ist aus der Ferne gleichsam zu verspüren. Und hier besteige ich nach kurzer Zeit eine Straßenbahn.

Von der Wärme, von aufbrauchenden Gängen schlaffe, ungekante Gesichter stehen über den Sitzen vor mir. Ab und zu schließt sich eines, wie im Schlafe sein Ziel erkennend, aus. Ich selber fühle mich müde werden. Und jetzt schiebt sich ein anderes Bild vor die Gesichter: es ist wieder das des verschwindenden Mannes, das nun unaufhörlich in mir auftaucht, auch noch, als ich ausgestiegen bin und die Gesichter hinter den Scheiben davongleiten.

[Frankfurt 1935/36; aus dem Nachlass]

Das Kreuz

Im Schein der gegen den Tisch herabgezogenen Schirm-
lampe saßen sie beim Abendbrot. Außerhalb dieser hel-
len Insel lag das große Eßzimmer im Halbdunkel. Eine
wohligte Wärme erfüllte den Raum. Die Standuhr tickte
vernehmlich. Ihr Pendel und die Eichenmöbel mit ihren
Zieraten schimmerten jedesmal auf, wenn sie der Schein
der Lampe traf, die sich in einem schwachen Luftzug hin
und her bewegte.

»Es zieht hier etwas«, bemerkte Herr Watermann, der an
der Kopfseite des Tisches saß. Frau Watermann stand
sofort vom Tische auf, um eine Tür zu schließen. »Ein
Fenster muß undicht sein«, meinte sie dabei. »Muß mor-
gen sofort nachgesehen werden«, sagte Watermann ver-
drißlich. Daß seine Frau statt der Kinder aufgestanden
war, wunderte ihn nicht, es war nun einmal ihre Art,
stets auf dem Sprunge zu sein. Gegen ihre Beflissenheit
kam kein Mitglied der Familie auf. So kam sie auch wie
gewöhnlich nicht zum ruhigen Genuße der Speise, weil
sie es sich angelegen sein ließ, die anderen zu versorgen.
Die Sucht, sich sogar im Kleinsten aufzuopfern, konnte
allein der Grund sein, daß sie dem Dienstmädchen beim
Auftragen der Speise zur Hand ging, mochte sie auch
behaupten, Anni sei reichlich langsam und unbeholfen.
Beim Essen vergaß sie den eigenen Magen, reichte an,
stellte hin, munterte zum Essen auf. Robert und Ilse, die
noch im Hause waren, hatten hundertmal versucht, sie
davon abzuhalten, es hatte nichts genutzt. Watermann
hatte sich mit dieser Eigenart seiner Frau abgefunden, ja,
sie machte schließlich sein Urteil nur noch unumstößli-
cher, daß er eine Perle zur Gattin habe. Die Psychologie,
dachte er auch diesmal, würde sagen, daß ihre Verhal-
tensweise ihr auf den Leib geschrieben war. Sie war ha-
ger, ein neurasthenischer Typ, der übrigens schnell alter-

te. Er mußte sich als den reinen Gegensatz zu ihr empfinden; von ihm sagte man zweifellos: ein Mann von imposanter Statur, groß, gesetzt – – die besten Mannesjahre machen seinen Typ erst vollkommen – – ein Mensch, der die Dinge ruhig an sich herankommen läßt –. Was den letzten Punkt anbetraf, so dachte sich Watermann freilich sein Teil.

Die Mahlzeit hatte gerade erst begonnen. Es gab Sülze, Bratkartoffeln und Salat. Auf den Nachtsch hatte Frau Watermann verheißungsvoll angespielt; als sie sich dann aber zu der Bemerkung hinreißen ließ, es gäbe »was Armes«, wußten alle, daß es sich nur um »Arme Ritter« handeln könne.

Heute abend war Besuch da. Elise, die älteste Tochter, war mit ihren beiden Kindern gekommen. Sie war zur Zeit nicht so sehr an den Haushalt gebunden, weil Albert, ihr Mann, für ein paar Tage nach Frankfurt gefahren war. Die Ehe mit ihm hatte sie nicht enttäuscht. Albert benahm sich ihr gegenüber fast noch zärtlicher als in den Tagen des Brautstandes; er war ein reizender Familienvater, außerdem erfreute sich die kleine Familie nach anfänglichem Sich-einschränken-Müssen eines reichlichen Auskommens. Das Schicksal schien es überhaupt mit den Watermanns gut zu meinen. Sie selbst, Elise, hatte, bevor sie heiratete, ein Pensionat in der Schweiz besuchen können; durch gute Freunde ihres Vaters, die dort lebten, waren die Einreiseschwierigkeiten beiseite geräumt worden. Bei der Hochzeit hatte sie eine beträchtliche Mitgift erhalten. Ihre Kinder gediehen; sie hatten heute wieder einmal bewiesen, daß sie artig waren. Was Elisens Geschwister betraf, so studierte Robert Elektrotechnik, Ilse besuchte in der Nachbarstadt die Musikhochschule. Der Vater, von dem dieser Segen ausging, war höherer Justizbeamter. Er war nicht nur als ein solcher Respektperson in der kleinen Industriestadt, sondern als der Mann von ausgeprägtem Pflichtgefühl

und großen Fähigkeiten, der sich seit Jahren in mancherlei Weise um das Wohl des lebhaften Städtchens verdient gemacht hatte. Was sie, Elise, ihm willig nachsah, war sein Hang, das Rednerpult zu besteigen, sobald sich eine angemessene Gelegenheit dazu bot. Natürlich gab es viele solcher Gelegenheiten. Sie hatte es dann stets zu schätzen gewußt, daß er Rücksicht auf sein Publikum nahm. Denn daß sich hinter seiner ruhigen Miene mehr verbarg als was die Leute von ihm hörten, wußte sie nur zu gut. Er war in seiner Freizeit nie müßig gewesen. Von Kindesbeinen an war sie es gewohnt, den Vater mit Büchern beschäftigt zu sehen, und keineswegs nur solchen des juristischen Fachs. Er pflegte manches Zitat in die Unterhaltung einzustreuen. Wenn sie sich die Autorennamen vergegenwärtigte, kam sie zu dem Schlusse, daß es Leute waren, die man in Bausch und Bogen Weltverbesserer nennen konnte. Der Geist ihres Vaters schweifte also durchaus über die engen Grenzen des Städtchens hinaus; sein Horizont war beträchtlich weit. Der Vater war nicht, was sicherlich der eine oder andere Außenstehende auf Grund eines oberflächlichen Urteils behauptete, Spießbürger.

Wer von den Bewohnern des Städtchens kümmerte sich zum Beispiel um die neueste Bewegung, den Namen wußte sie nicht mehr genau, es war jedenfalls eine solche, die mit der gesamten Menschheit etwas vorhatte, – Erweckung der moralischen Kräfte im Menschen und so weiter. Durch des Vaters temperamentvoll kritische Äußerungen, zumal bei Tisch, konnte man sich dessen bewußt werden, daß vieles in der Welt im Argen lag. Da handelte es sich natürlich um Politik, Krieg, Kriegsverweigerung, Aufrüstung, Abrüstung, um tausend Fragen, die eine klare Lösung verlangten, die unter Einsatz der ganzen Persönlichkeit zu lösen jeder aber letzten Endes unterließ. Der Vater behauptete, und meistens redete er sich dabei sehr in Hitze, daß die Parteien mit den

sogenannten Wahrheiten, für die sie kämpften, nur egoistische Ziele bemäntelten, und daß es keinen Politiker auf der Welt gebe, der im eigenen Lager eine private Überzeugung verfechte. Ihre Angst bestand also darin, daß es den Vater einmal packen könne, Amt und Familie hintanzustellen, um womöglich als eine Art Prophet aufzutreten. So etwas hatte sie einmal geträumt und sich darüber entsetzt. Sie hatte es Robert erzählt, der die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und ausgerufen hatte: »Elise, um Himmels willen, das fehlte uns gerade!« Daß Robert so reagieren würde, hatte sie vorausgesehen; denn Roberts stehende Redensart war, trotz seiner Jugend, diese: »Ich will meine Ruhe haben.« Er fügte damals noch die Bemerkung an: »Er wird doch bloß nicht solche Dummheiten machen!« Ilse hatte sie den Traum nicht erzählt, den Traum, der die ganze Familie in der Katastrophe zeigte. Sie fragte sich jetzt (gerade brachte Mama die »Armen Ritter« auf den Tisch und bemerkte besorgt: »Elise, du bist ja so schweigsam, so abwesend?«), was Ilse wohl zu dem Traum gesagt haben würde, und meinte, auch die hätte bestimmt entsetzte Augen gemacht: »Der Vater? Der Vater als Märtyrer einer Weltverbesserungsidee – hast du einen Vogel? Soll ich vielleicht mein Studium an den Nagel hängen? Das steht ihm, dem Justizrat, doch gar nicht zu Gesicht! Denk doch bloß mal, wie vorsichtig er mit seinen Äußerungen im Stadtrat ist, wie er darauf sieht, daß wir uns als Kinder eines wohl-situierten Hauses tragen und halten – Menschenskind, bring den Vater nur nicht erst darauf, ich meine, auf so hirnverbrannte Ideen!« Das hörte sie Ilse deutlich sagen, während diese ihr doch nur essend gegenüber saß und das eine oder andere belanglose Wort fallen ließ. – Elise sah jetzt nach ihren Kindern. Überflüssig! Die ließen sich die »Armen Ritter« schmecken wie heute nachmittag den Kuchen. Die Großmutter forderte sie natürlich wie immer auf, tüchtig zuzugreifen.

Robert, ein Genießer im Essen, spießte gerade eine unanständig große Menge des Zwiebacks auf, Ilse machte mit der linken Hand eine Bewegung, als greife sie Tasten, während sie mit der rechten ziemlich gelangweilt den »Armen Ritter« zerteilte. Elise blickte auf den Vater. Der kaute. Sie war so froh, daß er heute abend nicht zur Erörterung von Weltproblemen aufgelegt schien, daß ihm nicht wegen diesem und jenem die Zornesadern schwellen; er kaute, es schmeckte ihm nach des Tages Anstrengung. Plötzlich wurde sie auf ein Klopfen, ein Hämmern aufmerksam. Es mußte irgendwo draußen im Freien sein. Sie wollte danach fragen, doch es war wohl belanglos. Aber es klopfte, es hämmerte immerzu.

»Was ist das für ein Hämmern?« fragte sie. Robert und Ilse zogen die Schultern hoch. Die Mutter schien mehr zu wissen, sagte aber nichts. Da fragte Gerhard, Elisens Sohn: »Was ist denn das für eine Klopferei da draußen?« Jetzt erst fühlte Frau Watermann, die ihre Familie beim Essen nicht gerne unaufmerksam wußte, sich veranlaßt zu sagen, daß dieses Geräusch schon seit gestern nachmittag zu vernehmen sei, daß sie es abends auch kurze Zeit gehört habe, nämlich bevor sie eingeschlafen sei, und daß es sie heute mittag wiederum beim Schlafen nach Tisch gestört habe. Sie wisse wirklich nicht, was da vor sich gehe, es werde wohl etwas gebaut, es höre sich an, als wenn ein Gerüst aufgeschlagen werde; jedenfalls suchten sich die Leute immer die unpassendste Zeit aus. Was sollte man aber machen? Jetzt wurde Watermann hellhörig: »Ich möchte auch wissen, was das ist. Mein Gott, es ist doch schon dunkel. Sicher Leute, die in ihrer Freizeit einen Bau aufrichten oder wer weiß was sonst. Ich halte nicht viel davon, wenn man meint, man könnte sich den Architekten und den Maurer sparen. Es kommt nichts Vernünftiges dabei heraus. – Ich glaube, wir sind fertig.« Watermann faltete die Serviette zusammen. »Und nun wird Ilse uns etwas vorspielen, nicht wahr?«

meinte Frau Watermann. »Elise, du hast doch die Mondscheinsonate ins Herz geschlossen. Ich hörte sie auch gerne wieder einmal.« Frau Watermann summte ein Motiv vor sich hin, und da klopfte es wieder, hämmerte, hämmerte... »Bei diesem Spektakel werde ich mich aber kaum konzentrieren können«, beschwerte sich Ilse. »Kann man den Leuten das denn nicht verbieten?« – »Man weiß ja gar nicht, was und wer«, sagte Herr Watermann ärgerlich. Er ging ans Fenster, um die Ursache auszumachen. »Seh schon«, sagte er, »auf dem Hügel ist es. Man sieht Lichter. Daß sich der zum Baugrundstück eignen soll, – na, die Menschen kommen ja auf die verwegenen Gedanken. Sicher wieder nichts Halbes und nichts Ganzes, ein Haus, das die ganze Gegend verschandelt! Vielleicht habe ich da aber auch noch ein Wort mitzureden. Die Sache mißfällt mir. Indessen, es kann auch ganz harmlos sein.« Er wandte sich der jüngeren Tochter zu: »Hören wir nun trotzdem etwas von dir?« Man begab sich in den Salon. Ilse öffnete den Flügel. Die übrigen Familienmitglieder, außer Robert, der eine Verabredung hatte und fortging, setzten sich in die Sessel. Herr Watermann zündete sich eine Zigarre an. »Die Mondscheinsonate soll es also sein«, sagte Ilse. Da läutete es an der Haustür. »Warte einmal«, sagte Frau Watermann und erhob sich. »Aber macht denn Anni nicht auf?« meinte Elise. »Nun bleib doch mal sitzen, Mutter!« – »Ach, wer weiß, wer es ist. Die Anni ist ein bißchen dumm, ich will mich lieber selber kümmern.« – »Aber dann laß mich doch gehn!« Elise nötigte sie in den Sessel. »Am Ende muß ich ja doch noch kommen«, sagte Frau Watermann, ließ es aber dabei bewenden, daß Elise ging. Watermann sog an seiner Zigarre und überlegte sich, ob er in die Zeitung schauen solle. Da kam Elise schon wieder herein und forderte die Person, die hinter ihr ging, auf einzutreten. Ein junger Mann in Blauleinen erschien in der Tür. Alle im Zimmer waren verdutzt.

Man kannte den Menschen nicht. »Verzeihen Sie die Störung«, sagte der Arbeiter im Näherkommen, »aber eigentlich bin ich ja gekommen, um zu stören...«

»Nehmen Sie bitte Platz«, sagte Watermann, der trotz solcher Unhöflichkeit um Fassung bemüht war.

»Nein, danke«, wehrte der junge Mann ab, »es sind nicht viele Worte zu machen. Ich möchte nur Sie, Herr Watermann, bitten...«

»Ich bin auf alles gefaßt«, entgegnete Watermann. In Wahrheit dachte er. Was kann der junge Mann schon von mir wollen! – Bin gekommen, um zu stören – dreiste Wichtigtuerei. Das Klopfen hatte übrigens seit geraumer Zeit aufgehört.

»Was haben Sie denn für ein Anliegen, junger Mann«, fragte er jovial.

»Um es zu sagen, wie es ist: Herr Watermann, das Kreuz ist aufgerichtet, wir erwarten Sie.«

»Was für ein Kreuz?«

»Das Kreuz!« sagte der Arbeiter.

»Was hat es damit auf sich?« erkundigte sich Watermann, die ihn überkommene Erregung möglichst verbergend. Er wußte nichts von einem Unternehmen, das mit einem Kreuz zu tun hatte, man hatte ihn nicht dafür interessiert, er war ahnungslos, und doch zog ihn dieser junge Mann wie selbstverständlich in die Sache hinein.

»Ich weiß von nichts«, erwiderte Watermann nach einer Pause mit schärferem Tone, »was hab' ich mit einem Kreuz zu tun? – Gehören Sie etwa zu denen, die zu unpassender Stunde da herumhämmern?« Watermann sah sich nach seinen Angehörigen um, die ihn ihrerseits verständnislos anblickten.

»Das Kreuz, alles in allem, ist keine angenehme Sache«, sagte der junge Mann, »es erübrigt sich dabei, nach Zeit und Stunde zu fragen. Fast möchte ich sagen, es hat etwas mit Ewigkeit zu tun.«

»Ewigkeit, gut – das Wort Ewigkeit ist mir vertraut. Dennoch muß ich gestehn...« Watermann kam nicht weiter. Die Sache war doch zu sonderbar.

»Kurz und gut«, sagte der junge Mann, »wir sind übereingekommen, Herr Watermann, gerade Sie aufzufordern...«

Watermann zuckte zusammen. Er wollte etwas entgegenbringen, aber er brachte nichts hervor, seine Lippen zitterten. Aus den bleich gewordenen Gesichtern der anderen sprach Entrüstung: Mein Mann, der Justizrat Watermann, mein Vater, der beste aller Väter? War der Mensch irrsinnig?

»Hören Sie«, fuhr Watermann jetzt auf, »das ist eine Gotteslästerung! Der Heiland wurde ans Kreuz geschlagen – und Sie kommen hierher – Sie können doch nicht einfach herkommen und einen friedlichen Bürger auffordern, sich ebenfalls kreuzigen zu lassen, denn so was Ähnliches meinen Sie doch? Da kann ja jeder Verrückte herkommen! Die Sache klingt mir doch zu sonderbar. Wenn ich nur wüßte, was dahinter steckt. – Nehmen Sie doch erst mal Platz!«

»Nein, danke.« Der junge Mann sah nicht aus wie ein Irrer.

»Hat man Sie geschickt?« fragte Herr Watermann milder.

»Man hat mich beauftragt.«

»Ich komme da einfach nicht mit, einfach nicht mit«, stammelte Watermann. »Versteht ihr das?« wandte er sich an die übrigen. Die drei Frauen schüttelten den Kopf, Ilse am heftigsten.

»Bring die Kinder bitte zu Bett«, forderte Watermann Elise auf. Elise stand auf und ging mit den Kindern hinaus.

»Wollen Sie nicht überhaupt mit mir unter vier Augen sprechen?« fragte Watermann dann den jungen Mann.

»Das ist nicht erforderlich«, sagte der, »wenn Sie sich entscheiden sollten, so werden die anderen es ja doch gleich erfahren müssen, denn wir möchten nicht warten.«

»Entscheiden? Ich soll mich entscheiden, ob ich mich ans Kreuz schlagen lasse oder nicht? – Wer sind Sie überhaupt?«

»Das wissen Sie ganz genau«, sagte der junge Mann, »wir sind die Forderer, die Nierenprüfer, diejenigen, die nicht Worte hören wollen, sondern Taten sehen. Wir sind die Werkzeuge der Täter, wir sind die Nägel in Ihren Füßen und Händen, wir sind die Faktischen, die Vollstrecker, die Wörtlichnehmenden. Wir sind die Wahrer der Wahrheit, von der nur geschwätzt wird. Wir trachten schon lange danach, einen ans Kreuz zu kriegen. Dann wird es nämlich anders, glauben Sie mir, Irrsal und Wirsal hört auf. Wir suchen einen, der sich opfert, nicht einen, der herummäkelt und es sich gleichzeitig im sogenannten bürgerlichen Milieu wohl sein läßt. Das Kreuz steht für Sie bereit, Herr Watermann! Entscheiden Sie sich!«

Frau Watermann schreit auf: »Das lasse ich nicht zu! Verlassen Sie sofort unser Haus!«

»Soll ich gehen, Herr Watermann?« sagt der junge Mann ruhig.

»Warten Sie, warten Sie«, murmelt der Justizrat, »ich errate ungefähr, was Sie meinen. Ja, wenn ich's mir recht überlege... Hildegard, Ilse, sagt doch mal... wo ist denn Elise?«

»Aber Vater!« antwortet Ilse ganz außer sich, »du wirst doch diese Sache nicht ernst nehmen?« Zu dem jungen Mann sagt sie: »Regen Sie meinen guten alten Vater doch nicht auf. Hören Sie, Mutter sagt, Sie sollen gehen.«

»Soll ich wirklich gehn, Herr Watermann?« Der junge Mann fragt sehr bestimmt.

Watermann murmelt: »Warten Sie, warten Sie noch.«
Elise kommt herein. Frau Watermann ruft ihr entgegen:
»Elise, denk nur mal an, was für ein Ansinnen dieser
Mensch an deinen Vater stellt! Er – soll – sich – ans –
Kreuz – schlagen – lassen!«
Elise ist weniger überrascht als die Mutter erwartet hat.
Sie sagt gar nicht besonders entrüstet: »Ich verstehe das
alles nicht.« Aber sie fühlt, daß sie lügt. Sie versteht sehr
genau. Als sie das Zimmer verließ, war es ihr, als verlöre
sie den Boden. Der Raum um sie wurde weit und
schrecklich. Sie suchte die Wirklichkeit, die sie besaß,
verzweifelt zusammenzuraffen, aber ein Schmerz war
durch ihren Leib gegangen wie bei einer Geburt, sie hat-
te sich zu schwach gefühlt.
»Das kann kein Mensch verstehen.« Frau Watermann
war vor Erregung außer sich. »Ruhig, Mutter«, besänf-
tigte Elise, »du brauchst doch gar keine Angst zu haben.
Mir kommt das alles ganz unglaublich vor, paß auf,
gleich ist der Spuk vorbei.«
»Es ist kein Spuk«, sagte der junge Mann hart. »Herr
Watermann, sind Sie nun zum Entschluß gekommen?«
»Vater, nein!« schreit Ilse, stürzt auf den Vater zu und
umfängt seinen Hals. Frau Hildegard kniet neben ihrem
Manne nieder und beschwört ihn: »Tu es nicht, Fried-
rich, tu es nicht!« Elise steht verlegen da, sie weiß nichts
zu sagen.
Die Stimme des jungen Mannes ist wie der Schlag eines
Hammers auf einen Amboß: »Ich frage Sie zum letzten
Mal, Herr Watermann, ja oder nein?«
Aus Herrn Watermanns zitterndem Munde kommen
zögernd die Worte: »Im Prinzip schon...«
»Danke.« Der junge Mann dreht sich um, wünscht aber
an der Tür, wo er sich noch einmal zu den Menschen im
Zimmer wendet, freundlich gute Nacht.
»Gräßlich, gräßlich!« stößt Frau Watermann hervor.
»Wie konnte der Mensch sich nur unterstehen! Ilse,

bitte, bring Vater rasch etwas zu trinken, am besten ein Glas – ein Gläschen Steinhäger. Oder du, Elise, du bist noch am ruhigsten. Er steht in der Kredenz. Nein, nein, ich hole ihn doch lieber selbst – –«

»Väterchen, Väterchen!« tröstet Ilse ihren Vater. »Väterchen, wie hat man dich aufgeregt. Wie konnte dieser Mann sich nur erdreisten!« »Eine ernste Sache, Kind, eine ernste Sache...«, murmelte Herr Watermann. »Ich weiß nicht, ob ich mich fortan noch achten kann.«

»Aber Vater, ein Mann wie du wird sich doch achten, ein so angesehener Mensch! Der Bursche war doch nicht bei Trost! Bald wirst du über den ganzen Auftritt lachen! Schau, da bringt dir die Mama den Steinhäger.« Watermann stürzt den Schnaps als ein großes Labsal hinunter, atmet auf, sagt: »Es wird sich doch hoffentlich nicht in der Gegend herumsprechen, wie?« Da erwidert Elise sehr bestimmt: »Die Leute, die ein Kreuz aufgerichtet haben, sind keine Klatschweiber. Diese Männer behalten alles für sich.«

»Aber Elise!« Frau Watermann ruft es erstaunt, »Elise, du gehst doch wohl nicht konform mit dieser – dieser Horde? So kenne ich dich ja gar nicht!« Elise schweigt, setzt sich in einen Sessel, nach einer Weile bittet sie um ein Glas Wein. Frau Watermann holt sofort eine Flasche Portwein herbei. »So, Vater, so, Kinder, und jetzt wollen wir die Sache aber so schnell wie möglich vergessen. Ich glaube, Vater hat sich schon ein wenig erholt. Nicht wahr, Friedrich, du fühlst dich doch besser?« Sie beugt sich zu ihrem Manne nieder, der auf seine Knie starrt, und greift nach seiner Hand. Schnell richtet sie sich wieder auf: »Ilse, spielst du uns jetzt etwas? – Nicht Beethoven, nein, wie wäre es mit Liszt?« – »Ja, Mama, wenn du das gerne willst – oder was möchtest du, Papa?« Watermann antwortet: »Irgend etwas. Ich muß mich erst einmal sammeln.« – »Noch einen Steinhäger, Vater?« fragt Frau Watermann, »heute abend einmal zwei?« –

»Also gut«, sagt Watermann und richtet sich auf, »ich glaube, es war alles eine Halluzination. Ein Justizrat wird doch nicht mit seinem Heiland konkurrieren – oder was meint ihr?«

»Aber Vater, aber Papa!« Die Beschwichtigung seitens der Mutter und Ilse kommt wie aus einem Munde. Frau Watermann läßt sich auf einem Stuhle nieder und sagt: »Hören wir doch jetzt auf davon. Bitte, Ilse, fang an.« Ilse beginnt mit dem Spiel der Ungarischen Rhapsodie. Herr Watermann hört auf die Musik, während es noch in ihm arbeitet, so sehr, daß er sich verstohlen die ausgegangene Zigarre anzündet; Frau Watermann sitzt steif und süßlich lächelnd da, nippt ab und zu an ihrem Glase, Ilse streitet mittels der Lisztschen Klänge gegen den nachzitternden Aufruhr in ihrer Mädchenseele; und Elise kostet den Wein, setzt das Glas sehr nachdenklich hin, hebt den Kopf und lauscht, als höre sie es immer noch hämmern und klopfen.

[Heidelberg, nach 1950; aus dem Nachlass]

Fragment (10.3.1971)

Die Frage ist bohrend, macht schwindlig, weil sie auf einen Zirkel hinausläuft. Ohne Sache hat Schreiben kein Auskommen. Ohne Existenz im Totum hat Dichten keinen Grund. Frage ich also, indem ich gefragt werde, nach dem Grund meines Schreibens, so kann ich immer nur mit der Sache meiner Existenz im Ganzen des Wirklichen antworten, die, objektiv, förmlich Subjekt von Schreiben ist. Die Anläßlichkeit besteht jedenfalls im Gegenseitigen bei der Voraussetzung, daß der Schreibwille da ist wie die Sache. Das zwecklüsterne Warum spaltet die einheitliche Intention.

Geneigt, auf das Warum mit darum zu antworten, befinde ich mich mit meinem Publikum nicht sogleich in einer konvenablen Position, von der einen und anderen Ausnahme abgesehen, obwohl das, was ich meine, das gemeinsam Nächste ist: unser Da als der Ort von »Ich bin«.

In meinem ersten Gedichtband »Ausstellung« (1932) heißt es: »Ich habe schräg den Leib versenkt / in meinen Gang, der sich bedenkt.« Der Gang geschieht »durch Welt und dieses Abendgrau«. Welt: ein Unbestimmtes. Abendgrau: ein Bestimmtes. Konkret: eines im Lahntal, 1931, Marburg, das Martin Heidegger kürzlich verlassen hatte. Aber Schüler von ihm waren da, Karl Löwith, bei dem ich oft einkehrte, Hans-Georg Gadamer, mit dem ich zuweilen spazieren ging. Unabhängig vom Philosophen und anderswo hätten mir die gleichen Zeilen einfallen können. Ungeniert könnte ich gleichwohl, was die »Promenade« anbetrifft – so ist das Gedicht überschrieben –, von Seinsanmuten sprechen. Ein Gang schlechthin.

Der »Promenade« mit dem Ich als Subjekt steht der »Monolog der Menschen« gegenüber. In diesem Gedicht

findet sich alltägliche Heimlichkeit, jedoch steht die Tür nach Seiten der Angst vor fremder Veränderung offen:

Wir sind die Welt gewöhnt.
Wir haben die Welt lieb wie uns.
Würde Welt plötzlich anders,
wir weinten ...

Ich selbst, der, ohne klassische Aufforderung, in dem Erstaunen lebte, daß überhaupt etwas sei und nicht nichts, fürchtete mehr als Veränderung: daß plötzlich das Universum stillstand oder gar verschwand, mitsamt meiner noch nicht einmal mündig gewordenen Person. War ich neurotisch? Ich fühlte mich in einem spannungsvollen negativen Advent.

Ungeachtet so beschaffener Weltangst, der ich Solides hätte entgegensetzen sollen, ließ ich, vielleicht schon angesteckt von Rimbaud, »den Menschen« einen anderen werden, machte ihn zum »homme machine bleue«, setzte seine gewachsene Kausalität außer Kraft (»das dunkle Auge träumt den dunklen Leib« oder »die Hände tragen den Gang«), illuminierte die Physis in einer Art von Ekstasis (»der hochgedrehte Kopf dreht sich im Traum«), ja, schritt gelassen zur Auflösung der Kreatur, entband die Teile vom Ganzen und objektivierte sie, wie es mir beliebte (»mein eines Bein liegt im Garten vor dem Haus«). In der Malerei war das ja schließlich auch schon geschehen. Mit entsprechender Einsicht nannte ein Kritiker der »Vossischen Zeitung« meine Produktion »Kandinsky-Lyrik«.

Die Schöpfung meiner Hand mußte dem Schöpfer aller Dinge anstößig sein. Ich, der ich mit Theologie begonnen hatte, bezweifelte aber längst, daß es ihn gab. Sein Schatten war freilich noch gegenwärtig bei dem Versuch, ein reines, deutliches Bild des Wirklichen zu gewinnen. In meinem ersten Buch experimentierte ich mit der

Existenz; Sprachexperimente verstanden sich für mich von selbst. Doch solches rächt sich vitaliter.

Ich hatte nicht nur meinen »einfachen Wasserschatz als Trinkgefäß aus den Röhren steigen lassen« (Bezug auf das von Jean Paul stammende Motto des Bandes), sondern wenig haushälterisch zuviel in zu kurzer Zeit produziert. Das Meiste war Prosa, darunter ein Romanfragment von 170 Seiten sowie ein Drama von unziemlicher Länge.

Mag nun »das Leere unerschöpflicher sein als das Volle« (Jean Paul), ich war wie die Weimarer Verfassung faktisch zu nichts geworden in Gestalt dessen, was der Arzt eine Erschöpfung nennt. Das Letzte war ein Gedicht wie »Zerstreuung eines Fisches« und vier Prosabeiträge für das Feuilleton der »Frankfurter Zeitung«, das zu der Zeit Rudolf Geck unterstand. Er hatte meinen ersten Beitrag durch Max Picard begutachten lassen. Ich lebte seit 1934 in Frankfurt am Main und ging im Frühjahr 1939 nach Hagen, wo mich mein Vater in seiner Fabrik als Angestellten aufnahm, welche Anstellung damit begann, daß ich den Park begärtnernte, in dem sich mein Arbeitgeber, Sohn eines Arbeiters, zu erholen pflegte, ein kapitalistischer Luxus, wie sich versteht. Nach dem Tode des Vaters und dem Ableben des Nachfolgers, eines jüngeren Sohnes, sind Werk und Park zur Fabel geworden.

Es wäre nun von einem Gang zu sprechen. Was ist ein Gang, was Schreiben? Ausdruck eines »Grundwillens der Erkenntnis« (Nietzsche).

Wenn sich dieser zunächst unbestimmt ausnimmt, überdies sich auflösend verhält, stellt er sich am Ende doch als ein Organisator heraus, als ein Praktiker des Intuitiven, eine Vernunft, der sich der sinnliche Begriff unmittelbar zuordnet. Ein Organisator, der sich organisiert, ein sich Orientierender, der orientiert. Er ist unter-

brechbar, bleibt aber, im Blick auf das Sein und das Mögliche, er selbst.

Ihn determinieren Situationen, er steht in geschichtlicher Relation und wird sich seinen Vers darauf machen, wenn er zu reden oder wieder zu reden imstande ist.

Im Krieg:

Vor deinem Zelt
ragt Schilf in die Welt,
und das Rohr, das leicht bricht,
weiß dein nächstes Gedicht.

In diesem Spruch ist nur von Fortsetzung die Rede. Andere Sprüche, manche auf Nachtwache entstanden, enthalten den Kriegsstoff. Motto Herder: »Ja, zu sauer wird der lange Weg mir und die Nacht stockfinster.« 1946 »Der Sittentag«. Begriff aus Goethes Gedicht »Vermächtnis«: »Denn das selbständige Gewissen / Ist Sonne deinem Sittentag«. Das lange Gedicht spricht nicht vom selbsteigenen Tag, sondern von einem denkbaren allgemeinen Menschentag:

Wieviele Geister sind unter die Erde gegangen!
Zu leben, welch sonderbares Amt, als wär es nur,
mit jenen umzugehen, denn was ist noch vor uns?
Hier ist nicht viel mehr zu tun, wenn es auch scheint,
als gält es noch alles zu wirken.

Wir befinden im Letzten uns, im Argen
vor dem Beginn des Erkennens:
daß jedes begreift, was Jedem gesetzt ist...

Ein Erwarten nach dem unbeschreiblichen Schrecken und Schaden, das realistischste Erwarten. Es blieb Utopie.

Neues Interim, der Anlauf zur nüchternen Erkenntnis des Seienden nach allen Seiten, das Ich darin verwickelt und betroffen als in einer fast durchgängigen Disiden-

tität, nicht ohne den Versuch zur Versöhnung unter dem Eindruck unverrückbarer Wirklichkeit.

Heißt es in »Dem Spiegelkabinett gegenüber« (1954) im Sinne von Teilakzentuierung: »Unter der Regie des Unsinns wird vieles reif, / und das Unreife bläht sich«, so lese ich in »Die Formel und die Stätte« (1960) (Rimbaud: »le lieu et la formule«):

Ja, das Licht
aufrecht
über dem Abgrund.

Wer spielt
seine Weisheit,
wer weiß
die Fülle seiner Torheit?

Ich sage
Ankunft
hier bei des Lichtes
wirklichem Schilf.

Wenn sich für den Gänger des Gehns im aufklärenden Prozesse wie durch ein Zauberwort Wirklichkeit ins eigene Licht stellt, was gibt es dann noch zu tun? Erstens, sich dieses Lichtes zu bedienen und das Wirkliche in all seinen Gestalten anwesend zu machen, zweitens des Werdecharakters von allem inne zu sein. »Von allem« heißt aber, erpicht zu sein auf Totalität. Ich kann mich, was das Werden angeht, das Werden im allgemeinen und den Werdegang des Lebewesens Mensch mit dem Pantoffeltierchen als Urahn in eine Partnerschaft mit dem Versuch der Natur begeben, der kosmisch-konditional gemußt zu sein scheint (unter bestimmten Bedingungen entsteht notwendig Leben). Sich dagegen zu stellen, ist ein Titanismus, der fruchtlos bleibt und höchstens ein Spektakel ergibt von subjektivem Glanz, für dessen Erlöschen das All sorgt.

Der Wille zum Totum kann durch die Behauptung in Frage gestellt werden, daß dieser praktisch nichts nütze. Gleichwohl bleibt die reine Milieubezogenheit eine Befangenheit und eine Begriffslosigkeit. Ich meine nämlich, daß, wenn sich der Mensch primär in seiner kosmischen Preisgegebenheit verstünde, er auch im Praktischen, das auf Notdurft gründet, verständiger würde. Der totale Aspekt verbindet sich mit dem des Bestehens der Dauer eines reichen Unglücks. («Es gibt dies Unglück/Stern des Möglichen»), »Zeichen um Zeichen«, 1968.

Politik, verhaspelt in Machtrelationen, ist das Gegenteil einer »synkritischen Politik der Intelligenz« (Novalis), die aus der geborenen Gefahr das Beste macht.

Das Beste dieser Welt kann nie ein Vollkommenes sein, abgesehen davon, daß die blutigste, nichts an Schaden fehlen lassende Geschichte davor einen ausgeglichenen Endzustand parodiert. Wer zuletzt lacht, tut es töricht, unwissend obszön. Im unheilbaren System ist jedoch nur eines gerechtfertigt: der Blick auf Existenz, deren Übersteigen durch mystizierende Sprachmanipulation chimärisch ist. In der Wirklichkeit liegt alles auseinander, nicht beisammen. Alles ist nicht Eines.

An diesem Punkte meines Ganges oder Weges soll als Erwiderung auf das Warum eines meiner letzthin entstandenen Gedichte stehen:

Sage vom Ganzen
den Satz, den Bruch,
das geteilte Geschrei, den
trägen Ton, der Tage
Licht.

Mühsam
im gestimmten Raum
die Zeit in den Körpern,
leidiges Geheimnis, langsam.
Tod immer.

(Und ich wollt doch
das Auge nicht missen
entlang den Geschlechtern nach uns.)

Sage: *Dies* ist kein anderes.
Sage: So fiel, in gemeiner Verwirrung,
der Fall. Sage auch immer:
Die Erfindung war groß.

Du darfst nur nicht
Liebe verraten.

Interpretation von *Wirkliche Tafel*

Wirkliche Tafel

Wenn die Schieferwand bricht,
gewinn ich
die wirkliche Tafel,

schreibe den Berg darauf,
rieselnden Schieferberg.

Schwalben umstechen ihn
und den wachsenden Wein.

Ihr Nest:
die Achsel
des Herrn auf dem Weinberg,

die Achsel des Bettlers.

– Ich breche ab! Denn ich kann mich unmöglich
zwingen, einen Kommentar über meine eigene[n]
Versuche zu schreiben.

*Lessing, Von einem besonderen Nutzen
der Fabeln für die Schulen*

Was bei diesem Gedicht zuerst in den Blick fällt, ist eine
motivische Einartigkeit, die sich zugleich als eine
materielle kundgibt. Im Geiste einer sicher unfreiwilligen,
das meint entstehungsspontanen Reduktion funk-
tioniert, im Zusammenspiel mit dem Ich, ein System aus
dreifacher Schiefergestalt.

Bezeichnenderweise entspricht die Reihenfolge Wand-
Tafel-Berg nicht dem naturhaft-kausalen Verhältnis, ja
im vollen Gegensatz dazu wird der Berg, statt der

vorausgesetzte zu sein, auf der Tafel hervorgebracht; in einem absoluten Modus heißt es: »[Ich] schreibe den Berg darauf.«

Mit dem Verkehrten des Verhältnisses, das seine Art von Wirklichkeitsdimension anzugeben scheint, hängt offenbar das Attribut »wirklich« für die Tafel zusammen. Dies bedacht, ergibt sich, daß dieses Wirklich, welches bei der Schiefersache nur im wesenssteigernden Sinne einleuchtend ist, von keinem anderen Prinzip bewirkt sein kann als von dem des Ich. Somit wäre das »Gewinnen« dahin zu begreifen, daß »Ich« es »mir« selbst verdanke.

Nicht zu leugnen: Der Satz »Wenn die Schieferwand bricht, gewinn ich die wirkliche Tafel« bringt es »sinnlicher« Weise mit sich, daß ich mich an den splitterträchtigen Ort der Sprengmeister versetzt glaube – ehe ich, nun wahrhaft vor Ort gelangend, mich einer alten Grundfigur gegenübersehe: der Abstraktion. Das Gedicht könnte *diese selbst* »meinen« und hierbei – Vorblick auf den Berg – dem »schreibenden« Ich unmittelbar seine Stelle anzeigen.

Den »Berg« angeschaut: Ist er, durch »mich« erschaffen, nicht ein innerer? Ins Innere gehört aber auch die »Wand«. Der ausführlichen Bedeutung nach nur indirekt faßbar, das heißt allein durch das sich ihr entgegengesetzte Moment, stellt sie im inneren Bezüge das ganz Außenhafte, »Äußerliche« dar. Sie widersteht, indem sie verbirgt.

Was bricht sie? Der Augenblick. In dem Augenblick, wo die Wand, »Schiefer«, von selber im Selbste bricht, ist der Berg im gleichen Zug der sie brechende. Der Berg wird »gegen« sie »abstrahiert« (Hegel); er ist Idee.

Und die Tafel – mittlerweile? Das im Text und seinem Takt leibhafteste, untilgbare Ding? Wenn es ein inneres wäre, könnte ich schwerlich »darauf schreiben«. Das Problem erledigt sich indessen, wenn ich mir bei dem Wort den Bruch nun doch zweideutig denke. Die Tafel

ist Bruchstück, *wird* aber das zweideutig Eine (Wirkliche) als mittlerer und vermittelnder Teil der dreifaltigen Assoziation. Sie wird, symbolisierbar, Tafel, die wie von sich aus »ihren« Text zeigt, so als identifiziere sie sich mit ihm. »schreibe den Berg darauf...« Dieser: ein »Klassisches« der Vollstreckung, ein Anderes seinem Gehalt gemäß. Präsentiert er sich wie mancher am Rhein oder in Frankreich, so doch ohne sein Hauptmoment: den Herrn und dessen Schwalben. Den »Herrn auf dem Weinberg« einmal beiseitegedacht, so könnte ein anderer ihm, dem rieselnd gelösten, Patron sein: Dionysos. Doch ein Gott steht nicht in Frage, der Mensch ist der Betreffende, der von diesem Berg betroffen wird. – Subjekt, das ihn subjektiviert, und zwar so, daß gedacht werden kann, der Schiefer wolle im Weine nach oben entgegen seiner ihm als Materie gleichfalls innewohnenden Neigung, den Berg einzuebnen.

Mir scheint nun in der Tat, daß die Schwalben dieser vertikalen Gegenläufigkeit gewidmet sind in einer Art von Provozieren und Pointieren, das ist »umstechen«.

Abgeordnete gleichsam sind sie des Menschen, desjenigen auf dem Berge, in welchem der Bettler die Herrlichkeit des Herrn und der Herr die Bettelhaftigkeit des Bettlers parodiert. Die resultierende dritte Person ist die zum Verwalten des Berges geschickte. Sterblich entäußert und den Berg nicht selbstisch an sich veräußernd, hat sie den Willen zum Berge und – zweifellos ein Verhältnis zur Spitze.

Die Schwalben bewohnen des Menschen Achsel. Diese rückt aus der Symmetrie. Von beiden Achseln wird die Achse »gehalten«; sie halten sie aber nicht unbedingt. Das Unbedingte ist bei der einen Achsel; es ist bei ihr als dem Winkel und der schweißigen Höhle; es ist bei ihrem Bedingenden, demjenigen, das die Grenze heißen muß für den Anstieg und das Steigern.

Die Achsel: materielle Höhle. Es geht die Sage, Ymir, Stammvater der Riesen (von ihm hat der Autor bei Abfassung des Gedichts nicht gewußt), Ymir habe in seiner Achsel die Menschen ausgeschwitzt. Dieser Entstehungsort ist das Nest der spirituellen Schwalben. Das sagt für ihren Herrn, für dessen Bild und das Bild, das er sich von sich macht, genug.
Es gibt »alte« und »neue Tafeln«.

»Dichten ist identisch mit Denken« Ein Gespräch mit Ernst Meister

Am 4. Dezember 1978 führte ich in Hagen ein Gespräch mit Ernst Meister. Das Interview – vermutlich das letzte, das der Dichter gegeben hat – mußte aus technischen Gründen für die Sendung im Rundfunk gekürzt werden. Diese gekürzte Fassung ist dann, mit Zustimmung Ernst Meisters, an verschiedenen Stellen gedruckt worden. Hier nun wird das Interview in ungekürzter Form vorgelegt, wobei der Charakter des mündlichen Gesprächs deutlicher hervortritt als in der für die Sendung und den Druck überarbeiteten, geglätteten Version.

Jürgen P. Wallmann

Ernst Meister, der Gedichtband, der 1976, zu Ihrem 65. Geburtstag erschien, heißt »Im Zeitspalt«. Der Titel spielt an auf ein Wort von Pascal, nach dem wir unsere Lebensfrist haben zwischen einer »Ewigkeit vorher« und einer »Ewigkeit nachher«. Ein Echo darauf ist auch noch in Ihrem neuen Lyrikband »Wandloser Raum« zu hören, wenn ein Gedicht beginnt: »Unerhört: Da-sein, / zwischen Ewigkeit und Ewigkeit« (WR 1979, 48). Bei Pascal findet sich das Wort: »Das Schweigen dieser unendlichen Räume macht mich schauern.« Darf man den neuen Titel »Wandloser Raum« in diesem Sinne verstehen?

*Sie sprechen von Pascal. Es gab in der Tat einen Moment, wo ich Pascal zur Hand nahm, seine »Gedanken«, und mir wieder vergegenwärtigte, was da zu lesen war (- ich hatte ja schon einige Erfahrungen damit gemacht in der Studen-
tenzeit). Die Situation war nun eigentlich nicht so, daß ich mich wegen einer empfundenen Lücke nach dieser Richtung einmal wieder erkundigen wollte, sondern ich selbst hatte, so darf ich es ausdrücken, Pascalsche Gedanken. Das heißt: Meine Gedanken waren auf das, was man Ewigkeit nennt,*

ausgerichtet. Dieser Begriff wird meistens erbaulich verstanden. Pascal hat ihn nicht erbaulich verstanden, sondern an Ewigkeit zu denken war für ihn ein Schauer. Auch ich hatte zu dieser Zeit überhaupt keine erbaulichen Gedanken. Zu dem Denken von Ewigkeit trat alles hinzu, was damit zusammenhängt im zeitlichen und räumlichen Sinne, und in der Tat hängt dann der Band, der dem »Zeitspalt« folgte, in seiner Problematik vollkommen zusammen mit der des ersten Bandes: Er betrifft also unsere kosmische und unser enges Bewußtsein erschreckende Umgebung.

In dem Band »Wandloser Raum« sind die Gedichte in drei Abteilungen geordnet: Einige aus der ersten Abteilung wurden dem 1973 erschienenen bibliophilen Buch »Schatten« entnommen, das auch Zeichnungen von Ihnen enthält. Die Gedichte der Abteilungen II und III sind chronologisch angeordnet, nach ihrer Entstehung zwischen 1976 und 1978. Ich wüßte nun gern: Wie entstehen Ihre Gedichte? Wie verhalten sich bei Ihnen Inspiration und Kalkül zueinander?

Sie fragen also nicht mehr nach dem Aufbau dieses Buches, sondern Sie fragen danach, wie Gedichte überhaupt bei mir zutage treten. Wie geschieht das? Es geschieht in der Tat durch den einfallenden Gedanken. Ich muß Ihnen bekennen, daß bei mir Dichten identisch ist mit Denken. Wie diese Einheit zustandekommt – und das heißt: richtig zustandekommt –, ist wiederum ein Rätsel, inwiefern das Denken seinen Körper im Gedicht erhält.

Man hat Ihre Dichtung intellektuelle Poesie genannt: eine meditative, gedanklich motivierte Lyrik. Andererseits ist ja nicht zu übersehen, daß Sie häufig vom Sinnhaft-Konkreten ausgehen, daß Ihre Gedichte, bei aller Intellektualität, sehr anschaulich, bildkräftig sind. Nun sind einerseits die Bilder nicht bloße Illustrationen von Ideen – und andererseits führt ja wohl kein direkter Weg vom Gegenständlichen, Realen zur Chiffre, zur

Formel, zum Zeichen. Wie sehen Sie dieses Wechselverhältnis zwischen Bild und Formel?

Es ist auf jeden Fall so, daß Bild und Gedanke nicht zweierlei Prinzipien sind – nicht so, daß da ein Gedanke jetzt ausstaffiert würde mit einem Dekor, das Bildlichkeit heißt. Ich kann mir das Entstehen von einem Gedicht nicht anders denken als gesteuert durch den Begriff, der auf Erkenntnis aus ist. Und insofern das Bild jetzt nicht eine ganz reale Funktion ausweist, kommt es für mich gar nicht in Frage. Das heißt: Der Begriff, sei er nun auch gewissermaßen ein bildlicher, dient einzig und allein dazu, jetzt als genauer Name Wirklichkeit zu treffen.

Ihre Dichtung fragt nach den Grundbedingungen menschlicher Existenz in der (wie Sie einmal sagen) »kosmischen Preisgegebenheit«. Der Tod wird begriffen als die radikale Tilgung der Existenz – gerade diese Erkenntnis aber macht es erst möglich, Welt überhaupt zu verstehen. Dies ist, wie mir scheint, ein zentrales Thema sowohl in dem Band »Im Zeitspalt« als auch in der neuen Sammlung.

Bei der nötigen Anschauungsintensität ist es ja so, daß sich das Bewußtsein mit den Jahren immer mehr als ein Instrument begreift, das sich einsam im leeren Raum befindet. Es ist eine Veranlagung bei mir, oder es ist ein Zustand bei mir eingetreten, der will, daß ich die Tatsache des Todes als skandalisierend begreifen muß. Denn man sehe sich das an: Die Evolution hat es vermocht, das Bewußtsein hervorzubringen, was immerhin eine außerordentliche, eine gewaltige Errungenschaft darstellt, das heißt, es ist eine viel behendere Orientierungsmöglichkeit. Jetzt kommt also der ästhetische Anschauungswille hinzu – wie das Entstehen eines solchen Willens möglich war, weiß ich nicht –, und jetzt begreift dieses Bewußtsein: Es ist ein erkennendes, es ist ein neugieriges, es darf für eine Weile neugierig sein. Und dann ist ihm aber verhängt, daß es, vollgepfropft möglicherweise mit Erkenntnis, verschwinden muß. Es wird getilgt.

Aber gerade von der Aussicht dieses Vertilgtwerdens geht jetzt eine Art von Stoß aus für den Wahrnehmungswillen. Das ist für mich die Basis für alles Begreifen: Ich muß die Dinge jetzt verstehen von ihrer Vernichtbarkeit her.

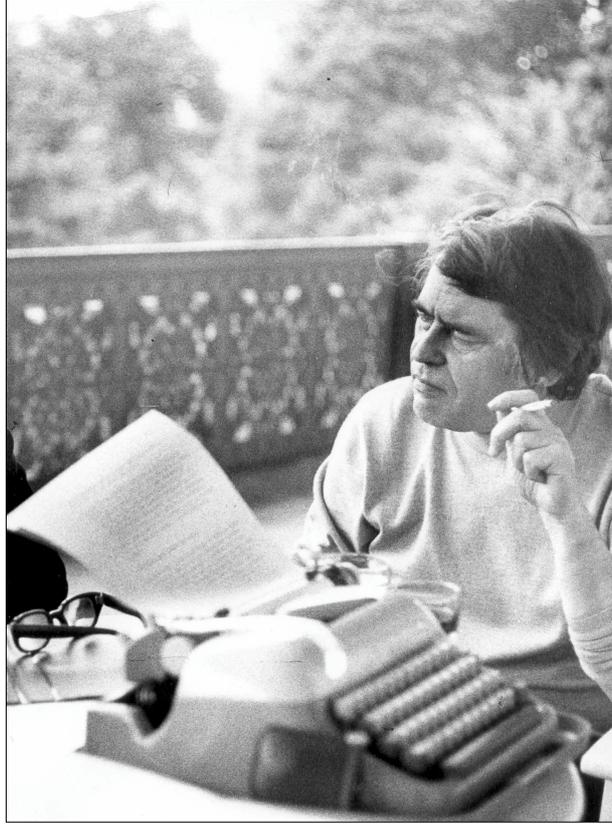
Sie gehen also aus von einer tabula-rasa-Situation: Es gibt keine Transzendenz. Ich zitiere: »Da ist kein Schöpfer, / da ist kein Zeuge, / da ist sie selbst / aus sich selbst, / Natur, sie allein – (WR 1979, 36). Und: »Zum Leben / verhält sich / Leben, nichts // außerdem. [...]« (WR 1979, 65). Ich sehe nun auf der einen Seite die Aufforderung zur stoischen Hinnahme, zur »ataraxia« geradezu: »Nimm die Dinge / als gegeben von seiten / bündiger Natur« (WR 1979, 46). Auf der anderen Seite steht die Nötigung, »Welt zu verstehn« (WR 1979, 38), oder, wie es heißt: »Es macht die Todesrechnung / den Zwang, / das Rechte zu finden« (WR 1979, 34). Ist das nicht ein Widerspruch?

Sie gehen also von einer bei dieser Einsicht entstehenden Haltung aus, und diese Haltung ist stoisch. Es kommt bei mir auf keinen Fall jetzt so etwas wie eine Art von Heilung zustande – jedenfalls muß ich das für diesen Augenblick behaupten –, keine Art von Sanierung sozusagen meiner selbst per stoischer Einstellung oder was es da sonst so gäbe. Was hier überhaupt einzig und allein möglich ist, das ist der Gewinn von Klarheit, sonst gar nichts. Und wenn hier etwas von seiten eines konzeptionellen Prinzips geschehen kann, dann also nur, wie gesagt, die Klarstellung. Und Klarstellung heißt auch: eine innere Bereinigung, eben den blanken Tisch.

Ihre Dichtung ist ja, wenn ich es recht verstehe, stets Suche nach dieser Klarstellung, nach Erkenntnis. Aber es heißt: »Der Erkennende / ist der Gräber, / die Erkenntnis das // Grab. Der / Gipfel der Ohnmacht / ist unten« (WR 1979, 64). Die Hoffnung wird einmal als »Leichnam« (WR 1979, 59) bezeichnet, und es ist zu lesen: »Gerettet sind wir / durch nichts, / und nichts / bleibt

für uns« (WR 1979, 33). Ist die »Botschaft« dieser Gedichte, wenn man denn von Botschaft sprechen kann, nun Resignation, Hoffnungslosigkeit?

*Also auf keinen Fall will ich den fanatischen Neinsager her-
auskehren, sondern hier geht es ja nur um die Überzeugung
der Sachen, der physischen und der metaphysischen Sachen.
Für mich gibt es so etwas wie einen metaphysischen Ge-
schmack. Das heißt: Ich kann mir ohnedies gewisse große
Ideenherrschaften nur als Wahnideen zurechtlegen. Ich füh-
le mich nun aus Gründen der Redlichkeit verpflichtet, mir
da nicht etwas vorzumachen, sondern auszugehen von dem,
was unter meinen Füßen ist, und mir jedenfalls nicht die
Überzeugung nehmen zu lassen, daß des Menschen Schick-
sal das Abenteuerlichste, das metaphysisch Unausführbarste
ist, das heißt: eigentlich überhaupt gar nicht vollziehbar.
Denn hat jemand jetzt das Geschenk des Bewußtseins erhal-
ten, ist er also quasi eine Weile so etwas wie ein Halbgott,
dann kommt der Moment, da wird er aber auch für alle
Zeit, für alle Ewigkeit ausgelöscht, da gibt es nie und nie
wieder einen Augenblick, ein Aufsehen, einen Schein der
Augen, gar nichts! Und da irgendeinen Klebstoff anzu-
setzen, das ist mir nicht möglich. Ich bleibe also dabei, daß
das Menschendasein ein unwahrscheinlich riskantes, aber
dann eben doch letzten Endes durch Sprache auszu-
drückendes Abenteuer ist.*



Ernst Meister (1911-1979)

Nachwort

Die Gestalt des Dichters

Die *Gestalt des Dichters* – das klingt heute wie ein Ausdruck aus einer längst versunkenen Zeit. In den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts, als ich Student war, hatte der Begriff noch einen emphatischen, ja fast feierlichen Ton. Wenn man einen Dichter, eine Dichterin gelesen hatte, sprach man gern von einer *Begegnung*; und respektvoll erwähnte man Personen, die einen Dichter persönlich kannten. Einen Literaturbetrieb im heutigen Sinne, mit seinem Großangebot an Lesungen und Symposien, gab es noch gar nicht und folglich auch keine »Dichter zum Anfassen«. Das muss ich vorausschicken, wenn ich sage: Ernst Meister war der erste lebende Dichter, den ich kennenlernte.

Alle großen Dichter, die ich damals las, lebten nicht mehr; auch nicht die Großen der Moderne – mit der Ausnahme von Benn und Brecht. Ich hätte es aber nicht gewagt, Gottfried Benn eine Ansichtskarte zu schicken, wie dieser sie in seiner Jugend dem verehrten Liliencron geschrieben hatte. Und Bertolt Brecht (von allem andern abgesehen, was Intimität ausschloss) lebte in Ost-Berlin und galt als Kommunist, das sicherte die Distanz. Die damals »jungen Lyriker« wie Karl Krolow, Paul Celan oder der heute vergessene Heinz Piontek waren Autoren in ihren Dreißigern und Vierzigern; also direkte Gegenwart. Man las sie enthusiastisch oder kritisch als Zeitgenossen, die vielleicht einmal große Dichter sein würden, aber auch sie belästigte man nicht.

Dass ich Ernst Meister kennenlernte, war Zufall. Ich besuchte in Münster die Seminare von Clemens Heselhaus, der sich als einer der wenigen damaligen Germanisten für die Moderne und speziell die moderne Lyrik inter-

essierte. In seiner Vorlesung über die Lyrik zwischen Nietzsche und Brecht erwähnte er von den jüngeren Autoren Ingeborg Bachmann, Paul Celan und – eben Ernst Meister. In seinem Oberseminar war Meister der Gegenstand etlicher Sitzungen; und mehr als der Terminus »negative Symbolik«, den Heselhaus zur Deutung dieses Dichters vorschlug, faszinierte mich die poetische Evidenz von Gedichten wie *Schiffsuntergang*, *Zerstreuung eines Fisches* oder *Fermate*.

Eines Tages im Spätwinter 1959 oder 1960 lud Heselhaus uns Seminar Teilnehmer zu sich nach Haus – mit dem Bemerkten, auch Ernst Meister werde zugegen sein. Es war übrigens Fastnachtmontag oder -dienstag, doch faschingsmäßig ging es nicht zu. Ich sehe aber noch, wie der angekündigte Lyriker die Treppe zu dem Wohnraum hinunterkam, in dem wir versammelt waren. Ich hatte mir schon angewöhnt, mir die modernen Dichter nicht mehr feierlich wie Stefan George vorzustellen, sondern als U-Bahn fahrende Büromenschen mit Aktentasche – nach dem Bilde T. S. Eliots. In Münster gab es keine U-Bahn, aber nun – weder George noch Eliot – diesen schlanken, etwas gebeugt gehenden Mann mit dem nächtigen Gedicht, – ein *vates*, wie mir vorkam, ein moderner Seher; alt, wie mir schien, über seine Jahre hinaus. Ernst Meister war damals achtundvierzig. So also konnte ein Dichter aussehen. Denn – daran gab es für mich keinen Zweifel – Ernst Meister war nicht bloß ein Lyriker: er war ein Dichter. Der erste lebende Dichter, den ich kennenlernte. Wir – ein ebenfalls dichtender Freund und ich – saßen ihm buchstäblich zu Füßen und bekundeten dadurch unsere Verehrung. Ich erinnere mich noch, dass Else Meister uns später aus der Hand las. Ein gutes Omen, wie mir schien.

Damals, Ende der 50er Jahre, war Meister außerhalb Westfalens noch fast unbekannt. Und selbst in Westfalen datierte seine Bekanntheit – seine Fama, möchte ich

sagen – erst recht kurz. Sie datierte seit dem sogenannten Schmallenberger Dichterstreit von 1956. Einem Provinzskandal, der aber ungemein bezeichnend für das kulturelle Klima der Bundesrepublik und nicht bloß Westfalens war. Dieser Dichterstreit hatte die westfälischen Autoren polarisiert. Es ging um die Frage, ob es eine genuin westfälische Literatur gebe. Heselhaus hatte in seiner Rede gesagt, weder bei Grabbe, Freiligrath, Friedrich Wilhelm Weber noch der Droste sei etwas Westfälisches auszumachen und das Westfälische überhaupt sei eine Mystifikation. Im Folgejahr 1957 erhielt – gegen Kandidaten wie Anton Aulke und Gottfried Hasenkamp – der auch in Westfalen noch fast unbekannte Ernst Meister den *Annette-von-Droste-Hülshoff-Preis*; und das wurde als Provokation der traditionell-westfälischen Autoren betrachtet. Erwin Sylvanus, einer von Meisters Fürsprechern, hatte ihn – erstaunlich weitsichtig – »rangmäßig neben Benn und Lehmann« gestellt. Dabei hatte Meister damals nur fünf schmale Lyrikheftchen in der Eremitenpresse vorzuweisen, dazu das Bändchen ...*und Ararat*, das freilich bei Limes erschienen war – und das war immerhin der Verlag Gottfried Benns.

Die Entscheidung für Meister war damals umstritten. Bei der Preisverleihung auf dem Westfalentag verteilte ein Dortmunder Hauptlehrer ein polemisches Faltblatt, darin Meisters Gedicht *Utopische Fahrt* als »Blödsinn in Reinkultur« diffamiert wurde. In der Presse, vor allem im *Westfalenspiegel*, wurde eine heftige Leserbrief-Diskussion ausgetragen. Der Dichter selbst blieb erstaunlich gelassen und bat diejenigen, die ihn nicht verstünden, um Geduld:

Hat man diese erst einmal davon überzeugt, daß es sich nicht um Willkür und Phantasterei handelt, sondern darum, die Sprache auf Prinzipien abzustimmen, die die Wirklichkeit nicht verstellen, so würde man wohl ein gutes Stück vorwärts mit ihnen reisen. (UT 53)

Das war eine Anspielung auch auf das inkriminierte Gedicht *Utopische Fahrt*. Dessen Schluss lautete:

Madame muß fahren,
fahren –
zu den Lenden des Zeus
ist es weit.

Der lange Weg zum Ruhm

Ernst Meister wurde am 3. September 1911 in Hagen-Haspe als Sohn eines Fabrikanten geboren. Nach einer behüteten Kindheit im noch ländlichen Haspe nahm er – wohl auf Wunsch seines Vaters – in Marburg das Studium der evangelischen Theologie auf. Schon bald hörte er Philosophie, Germanistik und Kunstgeschichte. Doch »ich, ich bezweifelte längst, daß es ihn [Gott] gab.« Im Wintersemester 1931/32 ging Meister, der zu schreiben angefangen hatte, nach Berlin und verkehrte dort im *Romanischen Café* und in den Literatenkreisen um Klaus Mann. Er verfasste damals ein Romanfragment, »sowie ein Drama von unziemlicher Länge«, vor allem aber jene Gedichte, die 1932 im Verlag der Marburger Flugblätter unter dem Titel *Ausstellung* erschienen.

Sie hätten der Anfang einer literarischen Karriere sein können. Klaus Mann rühmte am 3. Juli 1932 brieflich Meisters »sehr starkes und eigenwilliges Talent«. Das Etikett des Kritikers der *Vossischen Zeitung*, die Lyrik von *Ausstellung* sei »eine Art Kandinsky-Lyrik«, war gewiss gut gemeint, doch schon bald keine Empfehlung mehr. Der Verlag schickte dem Autor die kaum verkaufte Auflage zurück, und Else Koch, Meisters spätere Frau, rettete einige Bände aus dem Müll.

Der Autor resignierte und gab das Veröffentlichen für fast zwei Jahrzehnte auf. Mehr noch, schlimmer noch: Er fühlte sich »wie die Weimarer Verfassung faktisch zu nichts geworden in Gestalt dessen, was der Arzt eine Er-

schöpfung nennt.« Diese schwere psychosomatische Krise hatte deutliche Ursachen. Der Philosoph Karl Löwith, bei dem Meister hatte promovieren wollen, verließ Deutschland, und so wurde nichts aus der geplanten Dissertation über die marine Metaphorik bei Nietzsche. Meister wechselte 1935 an die Frankfurter Universität und heiratete. In der *Frankfurter Zeitung* ließ er noch drei kleine Prosastücke erscheinen. Aus dieser Zeit stammt auch das ungemein starke Prosastück *Die Wespen*, das an Ernst Jüngers stereometrischen Blick erinnert und an manche Situationen in den Erzählungen Kafkas (die Meister freilich noch gar nicht gekannt haben dürfte). Einmal heißt es:

Eine Atmosphäre war so entstanden wie in einem erleuchteten dunstigen Aquarium. Und wie hier schienen sich die Gegenstände dem Auge vergrößert darzubieten, eine verstärkte Sprache ging von ihnen aus. (Am besten nahte man sich ihnen mit der Behutsamkeit eines Tauchers auf dem Grunde –).

Der Blick auf die Dinge und die Reflexion über eine »verstärkte Sprache« erinnern an Jüngers Aufzeichnungen *Das abenteuerliche Herz*. Eben eine solche Sprache, die mit kritischen Allegorien arbeitet, wurde in deutschen Feuilletons zunehmend unpublizierbar.

Ernst Meister schrieb aber weiter Gedichte. Er, der modernistisch-expressiv begonnen hatte, folgte nun mehr und mehr traditionellen Mustern und damit einer Entwicklung, die in der deutschen Lyrik schon um 1930 eingesetzt hatte. Dabei unterläuft ihm viel Konventionelles, gelingen aber auch einige schöne Stücke. So das um 1933 geschriebene *Melancholie* mit seinem skeptischen Einsatz:

Wenn dieser Stern einst erkaltet,
Freunde, wie fern, wie veraltet
treiben Gedichte, Geschichten! [...]

Auch rein lebensmäßig ließ sich für Meister eine literarische Existenz nicht länger durchhalten. Kurz vor Kriegsausbruch zitierte Vater Meister den immer noch studierenden Sohn nach Hagen zurück und ließ ihn in der Fabrik Schreibarbeiten verrichten und den Park hinter der Fabrik in Stand halten. Im März 1940 wurde Meister zur Eisenbahnartillerie einberufen, erlitt einen Unfall und wurde wegen Wehruntauglichkeit nach Hagen entlassen. 1942 erneut einberufen, war er in Russland eingesetzt und in Frankreich und Italien stationiert. In der Gefangenschaft, etwa im amerikanischen Camp bei Rimini, trat Meister in der Theatergruppe u. a. als der blinde Seher Teiresias auf. Auch wurde dort aus seinen in Italien entstandenen Gedichten gelesen. Im Herbst 1945 kehrte Meister aus Italien zurück und fand seine Familie unversehrt. Er nahm wieder die Arbeit in der väterlichen Fabrik auf, auch das Schreiben natürlich, und versuchte, neue literarische Beziehungen anzuknüpfen. Diesem Versuch dienten die sechs Folgen der *Mitteilungen für Freunde*, die Meister auf Anregung seiner Frau drucken und verschicken ließ – ohne besondere Reaktion, wie sich denken lässt. So war die Isolation nicht aufzuheben.

Doch Meister hielt an der Poesie fest. Seinem Traum folgen, *usque ad finem* – hat Gottfried Benn einmal als die Maxime des Lyrikers formuliert; und Johannes Bobrowski, selbst lange Jahre erfolglos, hat in einem seiner Gedichte vom »kleinen Ruhm« geträumt, der ihn treffen werde. Auch Meister träumte vom Ruhm – fast verzweiflungsvoll, mit sarkastischer Ironie. Im Nachlass fand sich das Gedicht *Unfreiwilligkeiten*, das vermutlich um 1952 entstand. Es erzählt von einer Figur in einem »lehmfarbenen verbrauchten Anzug« und »einem Gesicht, das zu oft untergetaucht wurde«. Wir glauben darin den Dichter selbst wiederzuerkennen sollen. Diese armselige Gestalt träumt:

Der Ruhm wird kommen, er kommt, der Ruhm, allzu gewiß,
er ist ihm geweissagt; er wird eine Last sein, die man jedoch
tragen muß [...]

Liest man weiter, geht einem die Bitterkeit dieser Phantasie auf. Von einer Beisetzung in einer Kathedrale ist die Rede, vom Rauch, der aus marmornem Grabe quillt, von »Kulturnachrichten, darunter Preisverleihungen, vornehmlich aber Nachrufe auf den verewigten Meister«. Es ist eben besonders bitter, wenn man als unbekannter Poet »Meister« heißt. Da hilft nur Gegenzauber, und so zaubert das lyrische Ich aus dem Knopfloch seines fleckigen linken Rockaufschlags »einen Rosenstrauch, der köstlich duftet und wie Glas zerspringt«.

Das Blatt dieser scheinbar aussichtslosen poetischen Karriere begann sich erst in den 50er-Jahren zu wenden. Zwar scheiterte Meisters Versuch, in Heidelberg bei seinen alten Lehrern Löwith und Gadamer das Studium wiederaufzunehmen und das Projekt der Nietzsche-Dissertation abzuschließen, und der abgebrochene Student musste in die Hagener Angestelltenexistenz zurück. Aber Heidelberg hatte doch etwas anderes gebracht: literarische Beziehungen. So die Bekanntschaft mit Hans Bender, der damals die *Konturen* herausgab, später die *Akzente*.

Durch Benders Vermittlung verlegte V.O. Stomps in seiner Eremitenpresse jene Bände, die nun sukzessive den Blick der literarischen Öffentlichkeit auf diesen – wie es scheinen mochte – karriere-resistenten Dichter lenkten: zunächst die Bände *Unterm schwarzen Schafspelz* (1953) und *Dem Spiegelkabinett gegenüber* (1954). In der Anthologie *Deutsche Gedichte der Gegenwart*, 1954 in einer Erstauflage von 10.000 Stück erschienen, las ich zum erstenmal ein Gedicht Ernst Meisters, das einzige freilich, mit dem der Autor vertreten war: *Fabelei*, mit dem Refrain »Arme Baumeister wir...«.

Clemens Heselhaus vor allem war es, der Meister eigentlich den Weg bereitete. Der Limes Verlag brachte in rascher Folge Meisters Gedichtbände. Luchterhand folgte und eröffnete die Fortsetzung der Meisterschen Publikationen mit dem großen Sammelband *Gedichte 1932-64* (1964). Walter Jens rühmte den Dichter in einem großen *ZEIT*-Artikel, und Helmut Lamprecht prägte die einprägsam handliche Formel »Reflexion und Gesang«. Das war der Durchbruch. Von nun an wurde der Hermetiker aus dem westfälischen Hagen an die Seite von Ingeborg Bachmann, Paul Celan und Nelly Sachs gerückt. Es war ein später und prekärer Ruhm. Ein Ruhm für die immer recht schmale Leserschaft von Lyrik. Der Ruhm eines öffentlichkeitsscheuen Dichters, dem keine Prominenz, kein Skandal aufhalf. Immerhin kamen nun die Preise: 1963 der *Große Kunstpreis des Landes Nordrhein-Westfalen*, 1976 der *Petrarca-Preis*, 1977 der *Rilke-Preis*. Die Dankrede für den bedeutendsten, den *Büchner-Preis*, konnte der Dichter nicht mehr schreiben. Er starb am 15. Juni 1979 in seiner Heimatstadt.

Wie im Gedicht vorausgesagt, gab es nun die respektvollen »Nachrufe auf den verehrten Meister«. Sie paraphrasierten Lessings Satz über Klopstock, wonach der Dichter weniger erhoben und mehr gelesen werden sollte. Das Nachleben – man darf sagen »Nachlesen« – der Dichter ist immer auch eine Verlagsfrage. Nachdem Luchterhand nach Meisters Tod offenbar die Lust verloren hatte, einen nicht eben marktgängigen Autor weiter zu pflegen, gebührt dem Rimbaud-Verlag das Verdienst, das Werk Ernst Meisters präsent zu halten und auch das Verstreute und Nachgelassene gesammelt zu haben. So bleibt Ernst Meister bis heute ein Dichter »spät in der Zeit«:

Spät in der Zeit
wirst du sagen,

du seist
ein Mensch gewesen [...]

Ernst Meister lesen

Wie schwer ist Meister zu lesen? Durchaus nicht so schwer, wie die Fama vom hermetischen Dichter aus Hagen behauptet. Paul Celan, gewiss ein schwieriger Dichter, hat einmal empfohlen, immer wieder, immerzu zu lesen, dann komme das Verständnis von selbst. Das gilt auch für Ernst Meister. Zudem kommen einige Hilfen und Winke aus der Biographie, andere vom Dichter selbst.

Eines scheint bei allem sicher: Die Poesie Ernst Meisters stammt aus dem Zweifel, nicht aus der Sicherheit. Darin ist sie völlig modern. Beda Allemann hat einmal sehr bündig bemerkt: »In harmlosen Zeitläuften würde man Ernst Meister [...] vielleicht als einen Gottsucher bezeichnet haben.« Hätte er seinen Gotteszweifel bezwungen und wäre Theologe geworden, wir hätten seine Lyrik nicht. Sie ist – nach seinem eigenen Wort – ein »negativer Advent«. Der Dichter hat uns – spät, in einem poetologischen Selbstzeugnis von 1971 – den Schlüssel geliefert:

Ich selbst, der, ohne klassische Aufforderung, in dem Erstaunen lebte, daß überhaupt etwas sei und nicht nichts, fürchtete mehr als Veränderung: daß plötzlich das Universum stillstand oder gar verschwand, mit samt meiner noch nicht einmal mündig gewordenen Person. War ich neurotisch? Ich fühlte mich in einem spannungsvollen negativen Advent.
(*Prosa*, S. 20)

Gleich das erste Gedicht von *Ausstellung* formuliert diesen negativen Advent wie eine Urangst:

Wir sind die Welt gewöhnt.
Wir haben die Welt lieb wie uns.

Würde Welt plötzlich anders,
wir weinten. [...]

Staunenkönnen – das ist eine Eigenschaft der Dichter, die sie aus der Kindheit herübergerettet haben. Auch Meister hat sich das Staunen bewahrt, das nach den alten Griechen Anfang aller Philosophie ist. Mehr: er hat es über die Furcht vor dem plötzlichen Stillstand des Universums hinaus gerettet. In einem nachgelassenen Gedicht von etwa 1959 findet sich das lyrische Ich

lange
bei des Flusses Rauschen,

mich wieder wundernd,
daß es Wasser gibt.

Freilich sind es eher melancholische, ja düstere Töne, die von Anfang an die Poesie Ernst Meisters akzentuieren. Nicht wenige davon sind literarischen Einflüssen geschuldet; etwa Arthur Rimbaud und Gottfried Benn. *Schiffsuntergang* etwa liest sich als kleine Variation auf Rimbauds *Trunkenes Schiff* und auf gewisse Gedichte Georg Heyms. Vor allem der Schluss:

Gesang hinauf und hinab war den staunend Ertrinkenden
die einzige Qual.
Der Schrein des Blaus dämmerte ihnen nicht.
Es war so geduldig der Grund. Er hütete oben das Licht.

Aber auch die Lektüre Gottfried Benns, dem Meister später ein paar schöne Epitaphe widmen wird, hinterlässt in seiner frühen Lyrik gelegentlich Spuren:

Der Negeroffizier
hat rasch für eine blonde Frau
den blauen Schmuck gewählt.

Das sind Zeilen wie aus *Morgue*. Meister hat das Epigonale daran gespürt und das Gedicht nicht veröffentlicht.

Das Eigene seiner frühen Lyrik zeigt vielleicht am schönsten in *Zerstreuung eines Fisches*. Ein Gedicht, das bei aller Konkretheit zugleich eine hoch ironische Symbolik entfaltet. Meister hat das um 1935 geschriebene Gedicht erst 1954 in dem Bändchen *Dem Spiegelkabinett gegenüber* veröffentlicht. Clemens Heselhaus verweist in seinem Buch *Deutsche Lyrik der Moderne* (1961) auf das Exemplarische dieses Gedichts:

Der Fisch ist seit alters ein Symbol des Lebens und der Zeugung. Die Zerstreuung des Fisches bedeutet also die Zerstreuung der Symbolik, und diese führt erst eigentlich das Chaos herauf, weil sie das Leben zerstört. Es ist also ein vollkommenes Symbol »ex negativo«: die stumpfe Vertilgung des Fisches ist die dumpfe Zerstörung der heiligsten Lebenssymbole.

Bringt man diese Deutung mit dem »Datum« des Gedichts, mit seiner Entstehung um 1935, zusammen, dann wird schlagartig auch sein Zeitsinn offenbar. Das Gedicht dekouviert das heraufziehende Chaos der Nazi-Epoche, den Missbrauch und die Zerstörung der Symbole, auf die eine verbrecherische Praxis folgt.

Ernst Meister hatte unter dem Eindruck dieser Zeit das Publizieren, nicht aber das Schreiben aufgegeben. So radikal und illusionslos wie in *Zerstreuung eines Fisches* schrieb er in den Jahren von Vorkrieg und Krieg freilich nicht mehr, sondern immer stärker kulturkonservativ, harmonisierend und sichtlich darauf gerichtet, die eigene schwierige Existenz poetisch zu stabilisieren. Man findet das heute in dem Band *Mitteilung für Freunde*. Darunter vieles, das nur historisch-philologisch von Interesse ist. Einige Gedichte irritieren durch eine heute obsolekte Kriegsmystik. Sie interpretieren den Kriegstod als »Pflicht der Geschöpfe«. Meister zollt hier unbewusst, halbbewusst dem Zeitgeist seinen Tribut.

Doch Meister hat in den Jahren bis zu seinem späten Wiederbeginn, besser: seinem eigentlichen Eintritt in die

Literatur, auch Themen und Stilmittel ausprobiert, die eine realistische Komponente seines Schaffens zeigen, einen neusachlichen Stilzug genauer Beobachtung und lakonischer Ironie. In den Texten aus dem Nachlass gibt es Erzählgedichte, die die metaphysische Thematik mit Momenten aus dem (klein)bürgerlichen Alltag verknüpfen – etwa in *Kadenz* die Todesangst einer jungen Wöchnerin mit ihrer Sehnsucht,

diesseits noch
ihre Schleiflackküche zu
sehen.

Der Dichter knüpft daran die philosophische Reflexion:

Nichtigkeiten?
Dich überraschten
Richtigkeiten.

Notzucht und amor dei, der Himmel
läßt beides zu.

Der Schluss von *Kadenz* gibt quasi das Programm für eine veristische Idylle:

Als wir lebten,
haben wir uns manchmal
zu Hause gefühlt.

Hier – und an einigen anderen Stellen – fehlt der metaphysische Stachel, gibt es eine innerweltliche Harmonie. Überhaupt kommt Meister mehrfach auf den Alltag seiner industrialisierten westfälischen Umwelt zu sprechen, auf die Fließbandarbeit »ohne Anfang, ohne Ende« und den »bleichen Boß«, der sie regiert (*Die Trompetenstraße*). Er entwirft das Porträt eines Beamten der Stadtbehörde (*nl*, S. 106) oder das nächtliche Stilleben:

im kühlen
Zimmer
steht

auf dem Tisch
ein Glas mit Wasser.

(*Variation*)

Noch in den Gedichten aus Meisters reifer Produktion gibt es immer wieder solche realitätsnahen Schnappschüsse, wie wir sie von dem Amerikaner W. C. Williams kennen. Etwa der Anfang von *Das Denken*:

An kalkener Wand,
wo die Nessel flammt,
dein Hirn die rüsselnden Fliegen
verdammt.

Oder – ein geradezu klassisches Beispiel – aus *Zahlen und Figuren – Ein Stück Zeitungspapier*:

Liegt herum, gilb,
wurde gebraucht,
bei Zittergras
räkelt es sich.

Zerknüllt
Nachrichten, Tode,
der Wind
beschnuppert sie.

Auch
Fliegen
sind
interessiert.

Meister hatte einen durchaus scharfen Blick für die Welt, die ihn umgab und die er Heimat zu nennen bereit war. Einen Sinn auch für die sozialen Bedingungen seiner Abkunft. In diesem Gedicht aus *...und Ararat* (1956) lässt er uns einen Blick in ein Schlafzimmer des Jahrhundertanfangs tun, das womöglich das seiner Eltern war:

... eingetreten bin ich in das Zimmer,
wo auf ein Bild des Kaiserpaars
das Licht rote Goldstücke zählt,

im Schatten über der Bettstatt
Jesus mit seinen Jüngern durchs Kornfeld wandelt [...]

Wer eine Ruhrgebietskindheit der 30er Jahre aufzuweisen hat, kann sich an solche Bilder – Öldrucke zumeist – wohl erinnern. Oder auch an dieses Bild aus einer Arbeiterküche: »Auf poliertem Herde / der blanke Kessel«.

Das ist nicht bloß ein *snapshot*, sondern eine profane Epiphanie, wie sie James Joyce verstand, wenn er das plötzliche Aufleuchten eines beliebigen Dinges oder Augenblicks beschreibt: »Die Seele des gewöhnlichsten Objekts scheint uns zu strahlen.« Ernst Meister war Dichter genug, um auch in seinem späten Werk solche epiphanischen Momente zu beschreiben. Doch seine metaphysische Suchbewegung führte ihn mehr und mehr über den profanen Realitätsbezug hinaus. Die Titel seiner Bücher deuten diese Bewegung an: *Zahlen und Figuren, Die Formel und die Stätte, Zeichen um Zeichen*; vor allem aber *Sage vom Ganzen den Satz, Zeitspalt, Wandloser Raum*.

Die treffendste Formel für Meisters Intention ist wohl der Imperativ *Sage vom Ganzen den Satz*:

Sage vom Ganzen
den Satz, den Bruch,
das geteilte Geschrei, den
trägen Ton, der Tage
Licht.

Das Ganze, das da ausgesagt werden soll, lässt sich nur noch potentiell und negativ bestimmen. Meisters metaphysische Poesie spielt auf melancholische Weise mit ihren Bezügen. Sie umkreist Elementarverhältnisse von Denken und Schauen und transzendiert fortwährend die sinnlichen Einzelheiten, ohne die das dichterische Spiel abstrakt bliebe. Meister bedenkt »Unsinn und Sinn der Dinge« als Denkanlässe, die nicht mehr zu Konsequen-

zen führen können. Denken ist sich selbst genug, hat aber zugleich auch etwas Selbstquälerisches. Merkwürdig nachdrücklich erscheint das Bild des Schädels als der subjektive Bezugspunkt fürs Allgemeine. Nicht zufällig bezieht Meister sich dabei auf Paul Valéry und dessen Begräbnisort Sète. *In Sète* ist das einzige mit einem Titel versehene Gedicht des Bandes:

Die Schädel drunten
dacht ich so: es wäre
Lehm daraus zu löffeln

Meisters Bestimmung, »das Dichten ist ein volles Nichts im Riß der menschlichen Welt« gewinnt hier ihren spezifischen Sinn. Es ist die Paradoxie dieses Dichtens, dass es seine Leere und Selbstgenügsamkeit als Fülle denkt. Gegen Valérys Bemerkung, dass der menschliche Geist um das Sorge trage, was nicht existiert, setzt Meister den realistischen Verweis auf die Hinfälligkeit des Bewusstseins, seine Gebundenheit an den Stoff: »Etwas anderes als das, was ist, gibt es nicht.« Das lyrische Ich bedenkt die Grenze, ohne das positivistische Axiom überspringen zu können. Meisters Poesie ist an die Unaufhebbarkeit der Welträtsel gebunden. Da sie auf »Stoff« angewiesen ist, bezieht sie Vor-Gedachtes, Vor-Gedichtetes ein, als wäre »Lehm daraus zu löffeln«.

Aus Meisters letztem Gedichtband *Wandloser Raum* spricht die Entschiedenheit eines Denkens, das schon nicht mehr von dieser Welt ist. Was sonst das Thema von Gedichten ausmacht – Natur, Liebe, Gesellschaft, Dasein –, ist hier auf den absoluten Kontrast gebracht: Hier das Bewusstsein, dort der unendliche Raum mit seinem gefährlichen Sog:

Geist zu sein
oder Staub, es ist
dasselbe im All

Dichten ist identisch mit Denken ist ein Gespräch überschrieben, das Jürgen P. Wallmann am 4. Dezember 1978 mit dem Dichter geführt hat; vermutlich das letzte Interview, das Meister gegeben hat. Darin antwortet er auch auf die Frage, ob die Botschaft seiner Gedichte womöglich Resignation und Hoffnungslosigkeit sei. Meister spricht dort vom »Geschenk des Bewußtseins« und von seiner Überzeugung, dass das Schicksal des Menschen das Abenteuerlichste und metaphysisch Unausführbarste sei, aber auch von dem Moment des Todes, der totalen Auslöschung »für alle Zeit, für alle Ewigkeit«:

Und da irgendeinen Klebstoff anzusetzen, das ist mir nicht möglich. Ich bleibe also dabei, daß das Menschendasein ein unwahrscheinlich riskantes, aber dann eben doch letzten Endes durch Sprache auszudrückendes Abenteuer ist.

An diesem Abenteuer nimmt der Leser von Meisters Poesie teil. Die Gedichte Ernst Meisters kommen ohne Klebstoff aus; sie öffnen uns die inneren Augen.

Harald Hartung

Textnachweise

Zitiert wurde nach der von Reinhard Kiefer herausgegebenen Ausgabe *Ernst Meister (1911-1979). Sämtliche Gedichte in 15 Bänden*. Aachen 1985 ff.

Ausstellung. Gedichte. Marburg 1932 (Reprint: Aachen 1985): Alles beruht auf sich, S. 17; Schiffsuntergang, S. 24; (*Ultiman an seine Schwester*), S. 47 – *Schatten*. *Verstreut veröffentlichte Gedichte 1964-1979*. Aachen 1998: Melancholie, S. 48 – *Unterm schwarzen Schafspelz. Gedichte*. Frankfurt/Main 1953 (ND: Aachen 1986): Melancholie, S. 10; Fabelei, S. 17; Hasenwinter, S. 39; Zerstreuung eines Fisches, S. 41; Nahkampf auf einem Rosenfeld, S. 52 – *Fermate. Gedichte*. Stierstadt/Ts. 1957 (ND: Aachen 1986): Ich will weitergehn, S. 19; Delphin, S. 26; Doch das Dunkel fragt, S. 27; Das Blau, S. 35; Ein Kind sagt, S. 38; Juli ist heiß wie sein Staub, S. 43; Fermate, S. 45 – *Anderer Aufenthalt. Verstreut veröffentlichte Gedichte 1932-1964*. Aachen 1997: Jag doch, S. 13 – *...und Ararat*. Wiesbaden 1956 (ND: Aachen 1987): Utopische Fahrt, S. 10; In memoriam Pascal, S. 20 f.; Musica, S. 25; Hirtin, S. 49; Höhle, S. 60 – *Zahlen und Figuren. Gedichte*. Wiesbaden 1958 (ND: Aachen 1987): Gedächtnis, S. 9; Das Ich, S. 14; Das Denken, S. 15; Sesamlicht, S. 34; Ein Stück Zeitungspapier, S. 35; Antiquitäten, S. 41 f.; Schwermet, S. 45; Jenes Gehäuse... Hieronymus..., S. 67; Ich zieh mich zurück, S. 71; Womöglich wohnlich, S. 116 – *Die Formel und die Stätte. Gedichte*. Wiesbaden 1960 (ND: Aachen 1987): Der Grund kann nicht reden, S. 9; Vogelwolke, S. 16; Das Pfeifen der Fledermäuse, S. 19; K., S. 69; Ich sage Ankunft, S. 81 – *Flut und Stein*. Neuwied/ Berlin 1962 (ND: Aachen 1988): Die Meister aber sagen, S. 9; Wirkliche Tafel, S. 14; Hierorts, S. 60;

Ein Kind, S. 65; Irdisch, S. 66 – *Zeichen um Zeichen. Gedichte.* Neuwied/Berlin 1968 (ND: Aachen 1999): Die Straße, S. 20; Ein Lebewesen, S. 25; Ich mache mein Bett, S. 51; Was ist, S. 80; An schmaler, S. 81; Ferner Nachhall, S. 129; Wisse, der Buchstab, S. 131 – *Es kam die Nachricht. Gedichte.* Neuwied/Berlin 1970 (ND: Aachen 1990): Lange vor, S. 17; Es kam die Nachricht, S. 21; Das war der, S. 22; Weiß ich es nicht, S. 26; Hier bin ich, S. 59 – *Sage vom Ganzen den Satz. Gedichte.* Darmstadt/Neuwied 1972 ND: Aachen 1996): Viele, S. 12; Es schlug einer, S. 13; Langsame Zeit, S. 39; In Sète, S. 46; Der neben mir, S. 56; Sage vom Ganzen, S. 58; Pünktlich gehts zu, S. 62 – *Im Zeitspalt. Gedichte.* Darmstadt/Neuwied 1976 (ND: Aachen 1994): Und was, S. 7; *Der* zeichnet Mücken, S. 12; Altes Klagen, S. 16; Lang oder kurz ist die Zeit, S. 31 – *Wandloser Raum. Gedichte.* Darmstadt/Neuwied 1979 (ND: Aachen 1996): Es haben sich, S. 15; Duft der Blumen, S. 24; Ewigkeit, S. 30; (zu Montaigne), S. 49; Geist zu sein, S. 53; Vor meinen Augen, S. 68; Spät in der Zeit, S. 69 – Ernst Meister: *Prosa. 1931 bis 1979.* Hg. und mit Erläuterungen versehen v. Andreas Lohr-Jasperneite. Mit einem Vorwort v. Bela Allemann. Heidelberg/Darmstadt 1989 [= Veröffentlichung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung 60]: Fragment (10.3.1971), S. 19-23; Interpretation von *Wirkliche Tafel*, S. 58-60; Die Wespen, S. 300-310; – *Ernst Meister: Hommage. Überlegungen zum Werk. Texte aus dem Nachlaß.* Münster 1985: Das Kreuz, S. 164-172; »Dichten ist identisch mit Denken«. Ein Gespräch mit Ernst Meister, S. 1-4 (mit freundlicher Genehmigung von Jürgen P. Wallmann). Die Abbildung (S. 124), stammt aus dem *Ernst-Meister-Bildarchiv* der Literaturkommission für Westfalen, Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Münster.